Bedingungen.

Das Abonnement auf deutsche Bücher beträgt:

Für ein ganzes Jahr	gegen Voraus-bezahlung.	13 ℳ 50 ₰
Für ein halbes Jahr		7 ℳ — ₰
Für ein Vierteljahr		4 ℳ — ₰
Für einen Monat		1 ℳ 50 ₰
Tagweise für einen Band		— ℳ 6 ₰

Für die französischen und englischen Bücher besteht ein besonderes Abonnement und zwar zu folgenden Bedingungen:

Für ein ganzes Jahr	gegen Voraus-bezahlung	16 ℳ — ₰
Für ein halbes Jahr		9 ℳ — ₰
Für ein Vierteljahr		5 ℳ — ₰
Für einen Monat		2 ℳ — ₰
Tagweise für einen Band		— ℳ 10 ₰

Derjenige, der ein Buch auf irgend eine Art verdorben oder beschädigt zurückbringt, ist verbunden, den Werth desselben sogleich baar zu ersetzen.

Bei Umtausch der Bücher bitten wir eine möglichst große Anzahl von Nummern aufzuzeichnen, damit den Wünschen um so sicherer entsprochen werden kann, da bei der starken Benutzung nicht alle Bücher vorräthig sein können.

Die Kosten der Sendungen trägt der Abonnent.

Die Bibliothek ist geöffnet: **morgens von 8—12 Uhr und nachmittags von 2—7 Uhr,** an Sonn- und Feiertagen vom 1. Oktober bis 1. April **von 10 Uhr bis 12 Uhr.**

Es wird höflichst und dringend gebeten, die Bücher der Schonung wegen beim Lesen nicht zu brechen oder umzubiegen.

J. Lindauer'sche Leihbibliothek

(Schöpping)

Maximiliansplatz (Dultplatz) Nro. 16.

Das grüne Thor.

Zweiter Band.

Das

grüne Thor.

Roman

von

Ernst Wichert.

Zweiter Band.

Jena.
Hermann Costenoble.
1875.

XII.

Der Professor stand hastig auf, drückte dem Greise die Hand und verließ das Zimmer. Er war sehr bewegt, mehr als er den fremden Leuten zeigen wollte. Hatte er das von seiner Mutter so sorglich gehütete Geheimniß seiner Geburt erfahren? Es war noch nichts gewiß, und doch hätte er schwören mögen, es sei so.

Er blieb unter der Veranda stehen, wo ihn die kühle Nachtgewitterluft frisch anwehte. Es tropfte vom Weinlaub, aber der Regen hatte aufgehört. Einzelne schwarze Wolken zogen noch über die hohe, zerklüftete Mauer hin, der durch sie verdeckten Stadt zu, aber dazwischen war der Himmel klar und tiefblau. Er überlegte, ob er sogleich die Ruine verlassen und versuchen solle, das Gehörte zu vergessen. Sein Händedruck hätte als Lebewohl gelten können. Aber so ohne Dank — sie konnten ja nicht ahnen, was ihn forttrieb.

Und es trieb ihn nicht einmal fort; es hielt ihn eher mit unsichtbaren Fäden fest. Vor kurzem wären ihm alle diese Dinge vielleicht sehr gleichgültig gewesen, jetzt fühlte er, daß er ein Gewicht brauchte, nachdem er bei der Werbung um Käthchens Hand zu leicht befunden war. Mußte er doch auf irgend einen günstigen Zufall rechnen, wenn sich das Blatt wenden sollte. Warum ihm hier aus dem Wege gehen? Eine solche Pflicht legte ihm die Pietät gegen seine Mutter nicht auf. Er trat auf den Hof hinaus und zum Brunnen, nachdem er leise ans Fenster geklopft hatte, legte die verschränkten Arme darauf und schaute in die Tiefe. Unten im Wasser spiegelte sich ein Stern. Er grüßte ihn und dachte an sein geliebtes Mädchen.

Der Gärtner mit seiner Tochter und Enkelin gesellte sich bald zu ihm. „Es wird Zeit zu scheiden," sagte der Professor, aber er hoffte auf Widerspruch. Der Alte sah zum Himmel auf und meinte, das Wetter scheine vorüber zu sein. Die Frau Wachtmeister gab zum Glück mitleidig zu bedenken, daß die Stege und Wege sehr naß seien und daß er nicht einmal den besten Pfad bis zur Fähre finden werde. Ob er denn durchaus zur Nacht nach der Stadt müsse? Er sei völlig sein freier Herr, antwortete er, und es wäre ihm gewiß

lieber, zu bleiben, als auf der nassen Haide herumzuirren, wenn er nur ein Unterkommen finden könne. Die Frau sah den alten Herrn fragend an, und er sagte freundlicher, als sie erwartet hatte: „Meinetwegen schon." Nun mischte sich auch das blondlockige Mädchen ein und schlug das leerstehende Stübchen oben vor, in dem nach des Großvaters Erzählungen die schöne Baronin mit ihrem Knaben zuletzt gewohnt hätte. Das sei ihm gerade das liebste, versicherte der Professor, und die beiden Frauen eilten nun ins Haus, um alles Nöthige vorzubereiten.

Der Alte blieb und setzte sich auf die schon getrocknete Steinbank. Schönrade lehnte sich wieder über den Brunnenrand hinter ihm. „Es schien mir, daß Sie mich bei meinem Eintreten sehr genau und wie verwundert betrachteten," begann er nach kurzem Schweigen; „auch glaubte ich Worte zu verstehen, die hierauf Bezug hatten. Darf ich wissen, ob ich mich täuschte, und wenn nicht, was Ihnen an meiner Person auffällig schien?"

„Sie täuschten sich nicht," erwiderte der Gärtner, „nein, Sie täuschten sich nicht. Aber i ch täuschte mich, obgleich es in der That wunderbar ist . . ."

„Was nennen Sie wunderbar?"

„Eine gewisse Aehnlichkeit mit — mit —"

„Mit wem?"

„Das weiß ich nun nicht einmal mehr zu sagen. Im ersten Augenblick glaubte ich, mit der Freifrau von Höneburg, von deren Unglück ich Ihnen erzählte, und dann wieder schien mir's, als ob der Freiherr selbst — — Aber ich könnte nicht sagen, ob es das Gesicht oder die Gestalt war, die Augen oder die Nase oder der Mund — und nun bei längerem Zuschauen verwischt sich alles mehr und mehr, und ich sehe wohl, daß ich im Irrthum war. Verdenken Sie's dem Manne nicht, der schon länger als dreißig Jahre auf den Tag wartet, wo der Herr dieser Burg hier eintreten soll."

Der Professor konnte seiner Rührung nicht sofort Herr werden. Erst nach einigen Sekunden sagte er: „Und wenn Sie nun doch keine Vision gehabt hätten, wenn..."

Der Greis wendete sich schnell nach ihm um und legte ihm die zitternde Hand auf den Arm.

„Ich weiß nichts Gewisses," fuhr der Professor rasch fort, „und nichts liegt mir ferner, als mich und Sie zu bethören. Aber vieles stimmte merkwürdig zusammen, und meine Mutter, die mir meine ersten Lebensschicksale verschwieg, wünschte

nicht, daß ich hierher ginge. Kennen Sie den Familiennamen meiner Mutter?"

„Ich kenne ihn."

„Und ich will ihn nennen. Sie ist eine Bellarota, des Sängers Carlo Bellarota Tochter, der im Hospital der Stadt gestorben ist, als sie erst zehn Jahre alt war."

„Wahrhaftig, Herr, so ist's!"

„Und ich selbst führe ihren Namen, nur verdeutscht. Schönrade ist das italienische Bellarota."

Der alte Mann stand auf, zog das Käppchen und verneigte sich. „So ist's ja gewiß," sagte er mit dem Ausdruck herzlichster Freude. „O! seien Sie mir gegrüßt, Herr Freiherr, in der Burg Ihrer Väter."

Diese feierliche Ansprache war nur zu sehr geeignet, die melancholische Rührstimmung, die sich des Professors bemächtigt, mit einem Schlage zu vernichten und ihm ein humoristisches Lachen über die Lippen zu treiben. Der Gärtner stutzte und sah ihn scheu an. „Verzeihen Sie," bat jener, ihm die Hand auf die Schulter legend. „Sie würden wie ich lachen, wenn Ihnen einfiele, was mir so eben einfällt. Sagte ich Ihnen nicht, daß Philipp Amberger in dem Gasthofe Ihres Sohnes zu Florenz den Palazzo Bellarota entdeckt haben

wollte? Jedenfalls ist es so, und er begrüßte mich sehr ernst „im Palazzo meiner Väter," und nun muß ich hier selbst Entdeckungen machen, die auf meine Abstammung von den Freiherren von Höneburg weisen, und deren ältester und treuester Freund heißt mich willkommen „in der Burg meiner Väter" — soll mir da das Lachen nicht näher sein, als das Weinen? Entscheiden Sie selbst."

Vogelstein verzog das Gesicht ein wenig. „Ja, ja!" sagte er, „es scheint wunderbar genug; aber manchmal passirt auch im menschlichen Leben etwas recht Wunderbares, so daß wohl ein Romanschreiber ein Buch daraus machen könnte; und warum soll nicht —? Ei, ei, ei! Daß ich's erlebe."

„Lassen Sie uns nicht voreilig eine begründete Vermuthung für einen vollen Beweis nehmen," mahnte der Gast. „Erlauben Sie, daß ich für Sie und die Ihrigen so lange der Professor Xaver Schönrade bin, bis —"

„Xaver?" rief der Alte. „Das war ja der Taufname des Kindes."

„Gut — das stärkt unsere Vermuthung. Gleichwohl — lassen Sie mich bleiben, was ich bin, bis ich von meiner Mutter und dem Grafen von Gleichenau anerkannt sein werde. Nur auf so viel Vertrauen erhebe ich schon jetzt Anspruch, daß

Sie mir sagen, ob hier irgend welche Papiere in Ihrem Gewahrsam geblieben sind, die etwa eine weitere Aufklärung geben könnten. Sie dürfen sie getrost in meine Hände legen, so lange mich diese Mauern beherbergen."

„O, wohl gibt's Papiere," versicherte der Gärtner nachdenkend, „und sie müssen noch an derselben Stelle liegen, an der die gnädige Frau sie gelassen hat; oben in ihrem Schlafstübchen und in der obersten Schieblade der Kommode. Den Schlüssel habe ich verwahrt. Es sind Briefe und Urkunden — lesen Sie nur alles durch. Die Frau Baronin scheint kein Gewicht darauf gelegt zu haben, sonst hätte sie die leichte Last mitgenommen. Aber sie schied ja im Zorn und in tiefster Kümmerniß — da kann's auch sonst einen Grund gehabt haben."

Die Frau Wachtmeister kam melden, daß das Stübchen bereit sei. Lena stand mit einem Licht an der Treppe und sagte freundlich gute Nacht. Vogelstein holte den Schlüssel herbei. Dann schüttelten die beiden Männer einander schweigend die Hand. Eine Minute darauf trat der Professor in das niedere Gemach ein, in dem vielleicht einst seine Wiege gestanden hatte.

Das beglückende und zugleich beängstigende

Gefühl, so unverhofft seine Heimat gefunden zu haben, bewältigte ihn. Lange verließ er den Platz an der Thüre nicht, den er bei seinem Eintreten eingenommen hatte, und schaute mit feuchten Augen nach dem Fenster, an dem die unglückliche junge Frau gewiß oft saß, nach dem einfachen Bette, auf dem sie schlaflose Nächte verbrachte, nach dem Schrank und der Kommode von Birkenholz, in denen sie ihre Habseligkeiten aufbewahrte. Was war hier verhandelt zwischen zwei Menschen, die doch einander geliebt hatten? Was hatte stürmisch das Herz bewegt, das dann hier in banger Erwartung oder in leidenschaftlichem Kummer allein geschlagen hatte? Er glaubte nun seine Mutter zu verstehen, wenn sie über diese Zeit für ihn einen undurchdringlichen Schleier zu werfen suchte, wenn sie ihm den Namen des Mannes entzog, der sie so tief gekränkt und auch ihres Sohnes Rechte verletzt hatte. Dieser sein Vater war ihm bisher sehr gleichgültig gewesen; nun war es ihm, als ob er ihn hassen müßte, wie seine Mutter ihn haßte. Es ändert sich nichts, murmelte er düster vor sich hin, es bleibt alles, wie es jetzt ist — ich habe keinen Vater.

Das Licht brannte lange. Schönrade hatte einen Stuhl an die Kommode gerückt und die

Schieblade geöffnet. Er fand darin, wie der Alte sagte, Briefschaften und Urkunden, die er sich nun einzeln durchzusehen anschickte, nachdem er sie geordnet hatte. Es ergab sich ihm daraus ungefähr ein Bild von dem, was vorgegangen war. Nur daß alle Dinge darauf Licht und Schatten von dem Standpunkte des einen empfingen, während Camilla nur selten ein paar Worte an den Rand eines Briefes geschrieben und wenige Konzepte von amtlichen Eingaben hinterlassen hatte. Die Schreibeweise des Freiherrn war immer mild und gleichmäßig freundlich; auch wo er sich über hartnäckiges Mißverstehen seiner guten Absichten beklagte, oder an sie strenge Forderungen stellte, verlor sein Stil nicht diesen Zug von achtungsvoller Rückhaltung und ehrerbietigem Wohlwollen, der für den Schreiber sprach, aber von der Leserin der Briefe schwerlich gewürdigt war. Manches Blatt zeigte sich mitten durchgerissen. Bei manchem andern fehlte ein Theil ganz. Auch unerbrochene Briefe fanden sich; der Inhalt wurde als bekannt vorausgesetzt, oder der Mißmuth hatte am Empfangtage den höchsten Grad erreicht und machte sich in diesem Zeichen der Geringschätzung Luft. Weit über Mitternacht hinaus saß der Professor

aufgestützt vor diesen Papieren und enthüllte eine sehr trübe Vergangenheit.

Es war nicht zweifelhaft, daß der Freiherr Camilla geliebt hatte. Wie er sie zum Weibe erwarb, ergab sich aus diesen Schriftstücken nicht; nur sagte er in einem Briefe, daß er nie vergessen werde, wie sie ihm die gewisse Aussicht auf ein Leben in Wohlstand und guter Ordnung aufgeopfert habe, und es fand sich diese Stelle mit Bleistift mehrfach angestrichen und mit Fragezeichen versehen. Der Sohn kannte auch seine Mutter zu gut, um nicht zu errathen, daß ihre leidenschaftliche Natur und ihr stolzer Sinn schon frühe Störungen des jedenfalls in nicht regulärer Weise gewonnenen ehelichen Glückes verursacht haben werde, die den vielleicht nicht ganz charakterfesten Freiherrn gegen sie erkältet haben konnten. Es mußte das Band schon gelockert sein, als das Ereigniß eintrat, das die Entfernung des Mannes nöthig machte. Zwar folgten von Schloß Gleichenau noch die zärtlichsten Briefe, die sogar in der Rückerinnerung an die in der Ruine verlebte Idylle einen Hauch von Poesie athmeten und in lebhaften Farben das Glück schilderten, das sie nach so vielen äußeren Entbehrungen im Schoß des Reichthums finden würden. Dann aber blieben die

Nachrichten länger aus, beschränkten sich auf allgemeinste Mittheilungen und waren im übrigen mit Entschuldigungen wegen längeren Nichtschreibens angefüllt, die kaum ernst genommen werden konnten. Wahrscheinlich antwortete Camilla damals mit immer bittereren Vorwürfen, verlangte auch dringend, daß er zurückkomme oder sie mit dem Kinde nach Gleichenau abhole, denn der Freiherr verantwortete sich — erst eifrig, dann kühler, steckte den Tag seiner Rückkehr weiter und weiter hinaus und bat, noch mit der Abreise zu warten, bis das Schloß gehörig in Stand gesetzt sei.

Endlich folgte, wahrscheinlich auf dringende Aufforderung sich über den Grund des Zögerns bestimmt zu erklären, eine sachliche Mittheilung von entscheidender Wichtigkeit. Es hatte sich aus den Urkunden, auf die das große Fideikommiß sich gründete, ergeben, daß nur Nachkömmlinge aus einer von beiden Seiten adligen Ehe erbberechtigt seien, und zwar müsse eine gewisse Zahl von ritterbürtigen Ahnen nachgewiesen werden. Der Freiherr schien diese wichtige Ermittelung nur deshalb zu Camillas Kenntniß zu bringen, um fortfahren zu können: er glaube sich zu erinnern, von ihr gehört zu haben, daß ihr Vater einer altadeligen italienischen Familie entstamme.

Sie wisse am besten, wie wenig Gewicht er auf dergleichen Abstammung gelegt und wie viel er seinen eigenen Freiherrnstand werth geachtet habe; nun aber, nachdem ihm wider Erwarten die Herrschaft Gleichenau angefallen, sei es doch von Erheblichkeit, ob er dieselbe auf seinen Sohn vererben dürfe, oder ob sie schon nach seinem Tode wieder auf einen andern Zweig der Familie übergehen solle. Camilla schien mit weiblichem Mißtrauen, und vielleicht schon zu schwer gekränkt durch die bisherige Vernachlässigung, in diesem Schreiben nur den versteckten Selbstvorwurf gelesen zu haben, eine nicht standesgemäße Ehe eingegangen zu sein, denn der folgende sehr kühl gehaltene Brief beschwerte sich über ihre maßlose Leidenschaftlichkeit und über zur Zeit noch ungerechte Angriffe. Dieses „zur Zeit noch“ war wieder stark unterstrichen und durch Ausrufungszeichen am Rande markirt. Sie mußte aber auch geantwortet haben, daß ihre Abstammung aus einem Adelsgeschlechte nicht anzuzweifeln sei, denn der Freiherr hatte bezüglich darauf seine Bedenken geäußert, aber versprochen, sofort in Italien Erkundigungen einzuziehen und nichts unversucht zu lassen, um ihr zu ihrem Rechte zu helfen; bis dahin solle sie noch auf der Höneburg bleiben, da

es ihm wünschenswerth sei, seine Frau dem benachbarten sehr reichen und sehr stolzen Adel so vorzustellen, daß sie selbst mit der Aufnahme zufrieden sein könne.

Dieser letztere Passus war sicher von Camilla sehr mißfällig aufgenommen, und er ließ in der That darauf schließen, daß der neue Graf von Gleichenau selbst wenig Geschmack daran fand, sich seiner Frau wegen Zurücksetzungen gefallen lassen zu müssen. Sie konnte in solcher Verleugnung ihrer Person einen Mangel an Liebe erblicken, wie sie ihn selbst nach den mancherlei Beweisen von Kälte in letzter Zeit nicht für möglich gehalten hätte, und zugleich stellte sich ihr der Verlust, der ihrem Kinde drohen sollte, jetzt klar vor Augen. In einer kurzen Aufzeichnung von ihrer Hand beschuldigte sie ihren Mann der Unredlichkeit, da er sich offenbar eine Bestimmung des Familienstatuts zu nutze machen wolle, um unter jetzt so ganz veränderten Verhältnissen Weib und Kind los zu werden. Es schloß sich daran das Konzept eines Briefes an einen berühmten Advokaten mit der Anfrage, ob nicht eine vor Anfall des Fideikommisses eingegangene Ehe von jenen Bedingungen unberührt bleibe. Die Antwort fehlte, konnte aber nicht ganz beruhigend ausgefallen sein, denn es

fanden sich nun Notizen, Inhalts deren die geängstigte Frau selbst in verschiedenen Städten Italiens Nachforschungen angestellt hatte.

Dem Freiherrn mußte übrigens von jedem Unparteiischen zugestanden werden, daß er wirklich keine Mühe scheute, den Bellarotas auf die Spur zu kommen. Es lag ein ziemlich starkes Konvolut von Papieren vor, das alle hierauf bezüglichen Benachrichtigungen von Magistraten und Kirchenvorständen enthielt. Es ergab sich daraus, daß allerdings neben mehreren bürgerlichen auch eine adlige Familie dieses Namens existirte, aber die Verbindung Carlo Bellarotas mit derselben hatte sich in keiner Weise feststellen lassen.

Darüber war Zeit vergangen; der Streit unter den Eheleuten war nur heftiger geworden. Es ließ sich nicht mehr verkennen, daß der Freiherr von seiner neuen Umgebung sehr stark beeinflußt wurde und sich mehr und mehr an den Gedanken gewöhnte, ein Band zu lösen, das ihm durch das stete Mißtrauen auf der andern Seite, durch Klagen und Vorwürfe zu einer sehr unbequemen Fessel zu werden drohte. So überraschte nicht mehr der Vorschlag einer Scheidung. Camilla hatte an den Rand geschrieben: „Nie — nie — nie!“ Es fügten sich Briefe eines Advokaten an, in welchen

eine sehr erhebliche Abfindung für Mutter und Kind geboten wurde, mehrere zerrissen. Ein Schreiben mit Adresse von der Hand des Freiherrn war uneröffnet geblieben.

Es mußte nun dessen Rückkehr zur Höneburg den Briefwechsel unterbrochen haben. Der alte Gärtner sprach ja auch von noch einer persönlichen Zusammenkunft. Der vollständig ausgearbeitete Entwurf eines Vergleichs, dessen Bestimmungen durchaus zu Gunsten der Frau lauteten, war zwar von dem Freiherrn, nicht aber von ihr unterschrieben. Darunter stand dann mit späterem Datum von seiner Hand: „Ich werde mich auch ohne den ausdrücklichen Beitritt Camillas zu allen Verpflichtungen des vorgeschlagenen Abkommens für gebunden halten.“ Xaver wußte, daß seine Mutter nie eine Unterstützung irgend welcher Art erhalten hatte; er hatte nur die Wahl, anzunehmen, daß sein Vater wortbrüchig geworden, oder daß seine Mutter zu stolz gewesen, etwas zu acceptiren, und das letztere schien wahrscheinlicher. Mit jenem Vergleichsentwurfe zusammen lag ein Papier, das ihn länger fesseln mußte.

Es war eine in aller Form aufgenommene und ausgefertigte notarielle Verhandlung, in welcher der Freiherr von Höneburg und Graf Gleichenau

nach einer Einleitung, die kurz das Verhältniß auseinandersetzte, unwiderruflich erklärte, daß er für den Fall seiner gerichtlichen Scheidung von seiner jetzigen rechtmäßigen Ehefrau Camilla Bellarota, mag in dem Urtheile über die Schuld des einen oder andern Theils erkannt werden, was wolle, seinen in dieser Ehe erzeugten Sohn Xaver von Höneburg nicht nur zu seinem Universalerben in alles dasjenige als berufen anerkenne, was er als Freiherr von Höneburg bei seinem Tode besitzen werde, sondern, daß er diesem so benannten Sohn schon jetzt seinen Besitz, nämlich die Höneburg nebst den dazu gehörigen Baulichkeiten, Gärten, Aeckern und wüsten Ländereien und mit allen denselben jetzt und künftig anhängenden Rechten und Befugnissen zum vollständigen und unbeschränkten Eigenthum mit der Bestimmung verschreibe, daß seine Mutter davon bis zu seiner Großjährigkeit Verwaltung und Nießbrauch haben solle. Hat dieses Geschenk zur Zeit auch wenig Werth, schloß er, so umfaßt es doch alles, was dem Geschlechte der Höneburg in diesem Augenblicke gehört, und wird also mein Sohn, für den ich gleichwohl aus den Einkünften des Gleichenauschen Fideikommisses aufs reichlichste zu sorgen entschlossen bin, erkennen, daß ihm meine Liebe so viel zuwendet,

als sie vergeben kann. Der Professor überlas das Blatt drei-, viermal, prüfte das Siegel, die Unterschrift des Notars; es war unzweifelhaft, daß eine in aller Form beweisende Urkunde vorlag, die in jedem Gerichtshofe als gültig anerkannt werden mußte. Er war danach Herr dieser Ruine Höneburg, in der er ein Nachtlager angewiesen erhalten hatte; er war es seit dreißig Jahren, und wußte nichts davon bis diesen Tag. Seine eigene Mutter hatte die Urkunde zur Aufbewahrung erhalten und sie so gering geachtet, daß sie sie nicht einmal mit sich nahm, als sie den Ort seiner Geburt verließ. Schien ihr der Besitz selbst werthlos? Schwerlich! Aber sie haßte den Mann, der ihn auf ihren Sohn übertragen hatte, und als sie die Höneburg verließ, geschah es wahrscheinlich schon mit dem festen Vornehmen, daß ihr Sohn ihren Namen erhalten und nie erfahren sollte, wer ihr undankbarer und ungetreuer Gatte gewesen.

Es ging ihm eigen. Je mehr von den vorgefundenen Briefschaften sich als bereits durchgelesen links häuften, desto auffallender wurde die Wandelung, die seine Gefühle durchmachten. Er liebte seine Mutter aufrichtig; er dankte ihr ja Pflege, Erziehung und tausend Beweise von Zärtlichkeit und Opferfreudigkeit; er mußte sich auch

jetzt sagen, daß ihr Schmerz sich damals gewiß nicht zum wenigsten deshalb so maßlos und unverständig äußerte, weil sie an ihr Kind dachte, das den Vater verlieren sollte; er konnte sich auch gar nicht der Anerkennung verschließen, daß sie, gerade weil sie ihren Mann über alles geliebt hatte, schwer leiden mußte, und daß sie noch in der Art, wie sie sich nach dem herbsten Verluste ihres Lebens ganz auf sich stellte und jede Abfindung zurückwies, eine ungewöhnliche Größe und Stärke bewährte — und doch fühlte er mehr und mehr, daß der Mann, der dieses schwere Unheil verschuldete, ihm etwas wurde, daß er ihm nicht so sehr zürnen könne, als er's zu verdienen schien, und daß er auch ihm eine rein menschliche Theilnahme nicht versagen könne. Diese beiden Menschen, bedachte er, hatten einander finden und beglücken können, so lange ihre Eigenart sich nicht zu äußern Gelegenheit hatte; auch wenn jenes trennende Ereigniß nicht eingetreten wäre, würden sie nur eine kurze Strecke Weges neben einander Arm in Arm gewandelt sein; dann hätten sie sich gleichgültig getrennt, und vielleicht wäre nicht der eine und nicht der andere zu seinem vorgesteckten Ziele gekommen: Camilla Bellarota war bestimmt, eine Künstlerin zu werden.

Der weitere Verlauf der Begebenheit, so weit er aus diesen Papieren ersichtlich war, bestärkte ihn in dieser Annahme. Der Freiherr zeigte an, er habe sich während der kurzen Zeit ihres Beisammenseins überzeugen müssen, daß eine dauernde Vereinigung hier oder dort nicht mehr möglich sei. Er könne sie nicht nöthigen, in die Scheidung zu willigen, werde aber fortan getrennt von ihr leben und abwarten, ob sich mit der Zeit ruhige Einsicht ihrer und seiner Lage finden werde. Hierauf mußte ihrerseits der Entschluß kundgegeben sein, zur Bühne zu gehen, denn es folgte eine sehr erregte Antwort, in welcher der Freiherr diesen Schritt auf das unzweideutigste mißbilligte und untersagte. Auch die nächsten Briefe beschäftigten sich damit, und endlich erklärte er in einem ganz kurzen und strengen Schreiben, daß ihr Auftreten auf einer öffentlichen Bühne dem Grafen von Gleichenau einen Grund zur Scheidungsklage geben, und daß er nicht zögern werde, davon Gebrauch zu machen. Es war dies das letzte Schriftstück von seiner Hand und zeigte deutliche Spuren von Thränen. Hatte der alte Gärtner recht, so war dann noch längere Zeit vergangen, bis Camilla sich nach der Abweisung jenes Geldbriefes von der Höneburg entfernte; sie hatte lange über-

legt, ob sie seiner Drohung, an deren Ernst sie nicht zweifeln konnte, trotzen solle. Und sie hatte endlich doch jede andere Rücksicht hintenan gesetzt und war mit ihrem Kinde in die weite Welt hinausgegangen, um ihrem angeborenen Berufe zu folgen. Es war zu vermuthen, daß Höneburg von den glänzenden Erfolgen der Sängerin sehr bald Kenntniß erhielt und nun leicht eine Scheidung durchsetzte.

Das Licht war tief herabgebrannt. Der Professor löschte es aus, konnte aber nicht zu Bett gehen, sondern riß das Fenster auf und lehnte sich in die kühle Nachtluft hinaus. Der Himmel war jetzt ganz klar und mit bleichen Sternen besäet, ein sanfter Wind strich durch die Kronen der hohen Bäume, aus einem Spalt des alten Gemäuers stieß eine Eule unheimliche Töne hervor. Ob sein Käthchen jetzt sanft schlief und träumte? Wie wenig ahnte das gute Kind, was seine Seele bewegte?

Wohl erst nach einer Stunde solchen Hinbrütens begab er sich zur Ruhe, um dann bis in den Tag hinein zu schlafen.

Die Frau Wachtmeisterin hatte den Kaffee schon zweimal aufgetragen und wieder abgeräumt, als er endlich erschien und mit gutem Appetite

gleich das zweite Frühstück damit verband. Seine gesunde Natur hatte durch einige Stunden Schlaf nach so eingreifenden Erschütterungen die reguläre Thätigkeit der Nerven zurückgeführt; er war ganz munter und konnte wie sonst scherzen. Das Vergangene ist vergangen, hatte er sich beim Ankleiden gesagt; alle die Thränen sind längst getrocknet, alle die Seufzer längst verhallt. Jeder von beiden hat seine Lebensbahn weit über ihren Höhepunkt erfüllt und steigt abwärts hier oder dort — es ist nur ein Zufall, daß ich so spät in diese fernen Begebenheiten eintrete, daß sie mir, so alt sie sind, letzte Nacht wie gegenwärtig erschienen. Wie weit sie für mein Leben bestimmend sein werden, steht noch gänzlich dahin, und ich will nicht vorgreifen; auch mir soll heute am lichten Tage wieder Vergangenes vergangen sein. — So versäumte er denn nicht zu bemerken, daß der Kaffee der Frau Wachtmeisterin vortrefflich und das selbstgebackene Weißbrot sehr schmackhaft sei, und daß Lenchen eine ganz reizende, halb städtische, halb ländliche Toilette gemacht habe. Er hatte übrigens Gelegenheit, sich zu überzeugen, daß das Mädchen der besten Schulbildung nicht ermangelte und in allen Disciplinen besser und gründlicher unterrichtet war, als viele Fräulein in reichen und vornehmen

Häusern, in denen die Hauslehrer einander die Hacken ablaufen.

„Wo wird sich denn aber in dieser Einsamkeit und Weltverlassenheit ein Freier für Ihr hübsches Töchterchen finden?“ fragte er scherzend die Frau.

Sie seufzte. „Freilich ist's hier einsam und weltverlassen, und die wenigsten in der Stadt merken auch nur darauf, daß die Ruine bewohnt ist. Aber unter Menschen kommen wir doch manchmal. Es vergeht nicht leicht ein Sonntag, an dem wir nicht die Kirche in der Stadt besuchen, und da sollten Sie einmal sehen, wie alles auf der Straße stehen bleibt und umschaut und mancher feine Herr sich fast den Kopf verdreht, um sich den Lockenkopf meines Mädels nicht entwischen zu lassen. Es hat sich auch schon einer und der andere hierher nachgeschlichen, aber meine Lena hält etwas auf sich und will hoch hinaus, weil doch die Vogelsteine, wie sie sagt, Patrizierblut in den Adern hätten. Das heißt, verstehen Sie's nicht unrecht: ein ehrlicher, tüchtiger Mann, der den alten Papa in der Wirthschaft ablöste und sonst das Herz auf der rechten Stelle hätte, käme uns ganz recht.“

Lena brachte einen Korb voll schöner Kirschen aus dem Garten draußen. Der Großpapa hatte

etwas von dem gestrigen Gespräche fallen lassen in der Freudigkeit seines Herzens, und sie fragte nun munter neckend: „Sind Sie also unser Freiherr oder nicht? Man muß so etwas doch wissen, damit man sich nach Gebühr respektvoll benehmen kann.“

„O! wenn Ihnen der Professor nicht Respekt eingeflößt hat,“ rief er lachend, „so wird der Freiherr von Höneburg schlecht bestehen, mein Fräulein; Sie kennen zu gut den Umfang und Ertrag seiner freiherrlichen Besitzungen.“

„Man weiß doch nicht, was darin steckt,“ mischte sich der Alte mit ganz ernstem Gesichte ein. „Es sind vor nicht gar langer Zeit Herren von der Regierung hier gewesen und haben nach dem Eigenthümer der Haide und der Sandscholle gefragt. Es war von dem Bau einer neuen Eisenbahn die Rede, und es schien der Raum für den Bahnhof und die Maschinenwerkstätten zu fehlen. Sie glaubten, ich hätte über das Land zu verfügen, und boten eine Summe, die ich gar nicht nachsprechen will. Und doch, wenn ich mich nicht sehr täusche, meinten sie bei mir schlichtem Manne nicht den höchsten Preis setzen zu dürfen. Wahrscheinlich haben sie sich nun an den Grafen von Gleichenau gewandt.“

Der Professor zog aus den letzten Worten den Schluß, daß Vogelstein von der Schenkungsurkunde nichts wisse. Er hätte das Papier in die Tasche stecken und entführen können, aber seine Ehrlichkeit ließ einen solchen Mißbrauch des Vertrauens nicht zu. Er nahm ihn auf das Stübchen hinauf, übergab ihm wieder die Briefschaften, zeigte ihm aber auch die sehr wichtige Schrift und legte ihm die sorgsamste Aufbewahrung ans Herz. „Ich darf Sie nicht bitten,“ sagte er, „mir das Papier mitzugeben, denn noch bin ich für Sie ein Fremder, der sich erst zu legitimiren hat, so wenig ich auch zweifle, daß mir's leicht gelingen würde, Sie in dieser Hinsicht völlig zufrieden zu stellen. Ich weiß aber selbst noch nicht, ob ich es in meinem eigenen Interesse für nützlich erachten werde, meine Rechte geltend zu machen. Doch — es kann sein! Und deshalb haben Sie gewiß nichts dagegen, wenn ich mir eine Abschrift von dieser Urkunde nehme und mich nöthigenfalls auf das Original in Ihrer Hand berufe.“

Der Gärtner willigte gern ein. „Es ist für mich ja doch gewiß,“ erklärte er, „und ich will nur den lieben Gott bitten, daß er seinen Segen zu allem, was Sie thun, nicht versage.“

Er holte Papier und Feder herbei. Nach

einer Stunde war Schönrade fertig und nahm von seinen lieben Wirthen Abschied „auf baldiges Wiedersehen!“ Er kam noch zeitig genug nach der Stadt, um im Hotel seine Rechnung bezahlen, dem langen Kellner einen Gruß an die selige Hansa auftragen und den Bahnhof vor Abgang des Schnellzuges erreichen zu können.

Auf der langen Fahrt hatte er vollauf Muße, das Erlebte zü überdenken und seine weiteren Pläne mit sich durchzuberathen.

XIII.

In der Villa an der Thiergartenstraße zerbrach man sich den Kopf darüber, warum der Professor nun schon zwei Tage vergessen habe, seinen gewohnten Besuch abzustatten. Der Kommerzienräthin war von der Dienerschaft seine Empfehlung pflichtschuldigst ausgerichtet, aber sonst hatte er nichts sagen lassen. Käthchen hielt für gut, nicht zu verschweigen, daß sie ihn gesprochen habe, da ja sein Eintreten in den Pavillon vom Hause her bemerkt sein konnte, aber über den Inhalt des Gesprächs gab sie natürlich keine Andeutung, und man fragte auch nicht danach. Wie konnte man auch vermuthen, daß so gleichsam im Vorübergehen ein Bündniß für's Leben geschlossen war?

„Du mußt einmal in seiner Wohnung ansprechen, wenn Du von der Börse kommst," sagte die Räthin zu ihrem Mann. „Er kann erkrankt sein, und es wäre unfreundlich, sein Ausbleiben

unbemerkt zu lassen.“ Sie war abends sehr gelangweilt und litt wieder viel von ihrer Migräne.

Mr. Fairfax erbot sich, den Professor aufzusuchen. „Aber wozu das?“ meinte Lilli; „er glaubt vielleicht —“

„Was soll er glauben?“ forschte die Räthin eifriger, als das schüchterne Bedenken nöthig machte. „Der Professor ist ein Freund des Hauses, und es ist nur in der Ordnung, wenn Mr. Fairfax, der ihn schätzen gelernt hat, uns jeder Sorge um ihn überhebt.“

Lilli widersprach nicht weiter. Es war ihr gar nicht so unlieb gewesen, daß Schönrade ausblieb, ohne daß dazu von ihrer Seite eine Veranlassung gegeben war. Diese wenigen Tage, in denen sie mit dem jungen Engländer ganz ungestört verkehren konnte — auch Käthchen nahm sie wenig in Anspruch und blieb gern bei ihrer Arbeit allein — hatten ihr Gefühl stark geklärt und sie in der Meinung befestigt, daß der gelehrte Mann ihrem Herzen ganz entbehrlich sei. Das Verhältniß der beiden jungen Leute war recht intim geworden, und wenn sie sich auch noch nicht ausgesprochen hatten, so gab es doch schon zwischen ihnen allerhand kleine Heimlichkeiten, wie sie die Präliminarien zu einer Verlobung in aller Form zu bilden pflegen.

Die Kommerzienräthin sah diese gegenseitige Annäherung mit Freuden; die sehr gerechtfertigten Wünsche ihres Mannes schienen sich schneller, als zu erwarten stand, erfüllen zu wollen.

Mr. Fairfax erkundigte sich in der Wohnung des Professors und brachte die Nachricht, daß er verreist sei. Seine Wirthin wisse nicht, wohin und auf wie lange. Das sei doch sonderbar, meinte die Räthin, so ohne Abschied zu verreisen und nicht einmal eine Bestellung zu hinterlassen. „Hat er Ihnen denn gar nichts davon gesagt?“ fragte sie nun Käthchen aus, „das ist doch kaum zu glauben.“ Das arme Kind fühlte das Blut in die Stirn schießen und beugte sich tief über die Stickerei. Sie hätten nur wenige Worte gewechselt, rief sie aus, und es könne ja wohl auch ein unvorgesehenes Ereigniß —

„Freilich, freilich!“ bestätigte die Räthin, wir werden ja bald erfahren, daß wir gar keinen Grund hatten, uns zu beunruhigen. Man gewöhnt sich so an Menschen und entwöhnt sich ihrer auch wieder. Ins Bad hätte er uns ja doch nicht begleitet.“ Sie dachte seit zwei Tagen wieder viel an die Badereise.

Käthchen hatte in ihrem Schlafzimmer die Rose, die Xaver ihr gelassen, in ein Glas gestellt

und täglich frisches Wasser eingefüllt. Ehe sie verwelke, müsse er zurückkehren, dachte sie. Lilli wunderte sich über diese Pflege. „Was hast Du nur an dieser einen Rose?“ fragte sie. „Im Garten gibt's ja so viele weit schönere, und Du kannst jeden Tag einen frischen Strauß haben, wenn Dir's Freude macht.“ Käthchen lachte schelmisch. „Diese Rose ist gar nicht wie andere,“ antwortete sie, „siehst Du ihr das nicht an?“

„Beim besten Willen nicht! Ich finde sie schon recht bleich und matt.“

„Sie hat einen ganz eigenen Duft.“

„Das ist wirklich Einbildung.“

„Mag sein!“

Am nächsten Morgen fand Käthchen bei Lilli eine Rose im Glase. „Du auch?“ fragte sie.

„Ach Gott!“ enschuldigte sie verlegen. „Mr. Fairfax brach sie gestern und schenkte sie mir. Es ist recht dumm, einem eine Rose zu schenken, wenn man einen ganzen Garten davon blühen hat. Aber er that's so freundlich und sagte etwas dabei —“

„Was sagte er dabei?“

„Das läßt sich gar nicht wiedersagen. Ich hätte nur die Rose gleich fortwerfen sollen.“

„Und da steht sie nun im Wasser, und ich

wette darauf, bis sie verwelkt ist und gar nicht mehr schön aussieht und gar nicht mehr duftet. Und dann wird sie vielleicht gepreßt und aufbewahrt —"

„Was denkst Du?"

Käthchen drohte mit dem Finger. „Höre, Liebchen, Du wirst Deinem Professor ganz untreu —"

„Katharina!"

„Aus den Augen, aus dem Sinn!"

„Du wirst doch zugeben müssen, daß das recht dumm war —"

„Mit Freuden, Kind!"

Lilli wurde von einem Gedanken überrascht. „Sag einmal, Deine Rose —?"

„Die hat Mr. Fairfax mir nicht geschenkt, verlasse Dich darauf."

Lilli warf schmollend die Lippen auf. „Das wollte ich mir doch auch sehr verbeten haben."

„So — so!"

„Sollte aber ein anderer —?"

Käthchen legte ihr den Finger auf den Mund. „Gib Dir nicht Räthsel auf, die Du doch mit all Deiner Klugheit nicht lösen kannst."

„Wie? Du hast Geheimnisse vor mir? Und ich plaudere Dir alles aus! Das gilt nicht. Gleich beichte!"

Käthchen seufzte. „Ja, wenn Du mich absol-

viren könntest!" — Es war aus ihr nichts herauszubringen.

An demselben Tage brachte der Briefträger zwei Briefe. „An Fräulein Katharina Amberger." Sie nahm sie ihm eilig ab, übersah mit einem flüchtigen Blicke die Aufschriften und behielt sie unerbrochen in der Hand. „Von meiner Mutter!" sagte sie unaufgefordert zu Lilli, die daneben stand.

„Und der andere?"

„Von meinem Bruder aus Italien," versicherte sie schnell, ohne aufzublicken.

„Es schien mir doch gar keine Kaufmannshand zu sein. Mir sah's aus wie französische Schrift."

„Moritz schreibt manchmal mit lateinischen Schriftzügen."

„Moritz?"

„Ich wollte sagen Philipp."

„Aber der Brief hat ja eine deutsche Postmarke. Zeige doch!"

„Was Du neugierig bist! — Ich will hinauf — lesen."

„Warum nicht hier? Ich störe Dich gar nicht." Käthchen drückte ihr einen Kuß auf den Mund und eilte fort.

Sie verschloß sich auf ihrem Stübchen, warf sich in einen am Fenster stehenden Sessel und hielt

die beiden Briefe vor sich hin, die Entscheidung verzögernd, die sie sicher zu bringen bestimmt waren. Sie kannte des Professors Handschrift nicht, aber sie konnte nicht zweifeln, daß der zweite Brief von ihm komme. Gleichwohl öffnete sie erst den ihrer Mutter; sie fühlte leicht heraus, daß derselbe in diesem Augenblicke der wichtigere sei, und wollte den Geliebten erst sprechen lassen, wenn sie nichts Unliebes mehr erfahren könnte. Frau Barbara Amberger schrieb:

„Liebes Kind!

In diesen Tagen ist ein Professor Schönrade hier gewesen und hat mir sehr verwunderliche Eröffnungen gemacht, die leider auch Dich betreffen. Ich will noch nicht fürchten, daß Du in Deiner Zustimmung zu seinen sehr unvorsichtig geäußerten Wünschen so weit gegangen bist, wie er behauptet; Du wirst nicht ganz und gar vergessen haben können, was Du Deiner Mädchenehre und Deiner Familie schuldig bist. Jedenfalls verbiete ich jeden weitern Schritt auf diesem abschüssigen Wege und halte es mit meinen mütterlichen Pflichten nicht vereinbar, Dich länger in einem Hause zu lassen, in dem sich unbemerkt ein Verhältniß dieser Art anspinnen konnte und von dem ich den dreisten Menschen auszuschließen nicht die Macht habe.

Um jedoch alles Aufsehen zu vermeiden, berufe ich Dich nicht zu mir zurück, sondern werde Dich, sobald ich hier die nothwendigsten Vorbereitungen getroffen habe, zu einer Reise abholen, die dann beliebig wird abgekürzt werden können, wenn der Zweck erreicht ist. Ich habe in der Einlage, die sogleich abzugeben ist, der Kommerzienräthin meinen Entschluß mitgetheilt und denselben so begründet, daß sie unmöglich Verdacht schöpfen kann. Es wird also Deine Sache sein, liebes Kind, Dich so klug zu benehmen, daß Dir und uns keine weiteren Unannehmlichkeiten aus diesem Zwischenfalle erwachsen. Was ich Dir sonst zu sagen habe, mündlich. Auf sehr baldiges Wiedersehen und in der Hoffnung, ein gutes und gehorsames Kind zu finden,

Deine treue Mutter Barbara."

Käthchen wußte alles; ihre schlimmsten Befürchtungen waren eingetroffen. Der Brief sank in ihrer zitternden Hand auf das Knie nieder, die Einlage an die Kommerzienräthin fiel auf die Erde. Mit feuchten Augen sah sie aus dem Fenster hinaus auf die im Winde schwankenden Akazien und über das Glas mit der Rose hinweg, deren Blätter in letzter Nacht abgefallen waren und im Wasser schwammen oder zerstreut auf dem Fenster-

brett lagen. Sie überlegte nicht, was nun zu thun sei und wie sich die Zukunft für sie gestalten könne, wenn sie ihrer Mutter folge, oder wenn sie ihr widerstrebe; ihre Gedanken waren ganz Trauer über das zerstörte Glück. Nun erst zeigte sich, wie aller klugen Voraussicht zum Trotz ihr Herz ganz im Geheimen von Hoffnung erfüllt gewesen war, es könne dem entschlossenen Manne doch noch gelingen, sich Mutter und Bruder zu gewinnen. Nun war's ausgeträumt.

Erst nachdem sich ihre Betrübniß durch reichliche Thränen erleichtert und ihr Gemüth ein wenig beruhigt hatte, erbrach sie das zweite Couvert und las:

„Meine geliebte Katharina!

Keine Eiche fällt auf den ersten Schlag; man darf deshalb den Muth nicht verlieren. Es war immerhin gewagt, so wildfremd in einem alten Patrizierhause anzuklopfen und um die Hand des einzigen Töchterchens zu bitten; aber ein Anfang muß doch überall gemacht werden, wenn man einmal zum Schluß kommen will. Freilich bin ich mit meiner Werbung abgewiesen — es würde mir wenig nützen, meine Niederlage zu bemänteln. Deshalb gebe ich noch nichts verloren und hoffe mit aller Zuversicht auf den endlichen Sieg, wenn Du

mir nur treu zur Seite bleibst. Laß Dich nicht durch Vorwürfe beirren, Du hast doch recht gethan, Deinem Herzen zu folgen. Frau Barbara trägt sich mit Bedenken, die ich wohl meine zerstreuen zu können, sollte ich auch von Ermittelungen über meine Person Gebrauch machen müssen, die mir ganz zufällig in den Weg liefen. Dein Bruder Moritz hat nichts Gutes mit Dir im Sinn, und weil es eben nichts Gutes ist, schätze ich seinen Widerstand gering. Von alledem, mein geliebtes Mädchen, läßt sich in einem Briefe, wenn er nicht ein Buch werden soll, wenig sagen. Ich muß Dich sprechen, Dir meine Erlebnisse im einzelnen mittheilen, mit Dir berathen, was zunächst geschehen kann. Ich zweifle nicht, daß Deine Mutter schleunigst Anstalten treffen wird, Dich mir zu entziehen. Das hat keine Noth, wenn wir einander gewiß sind; aber eine vertrauliche Abrede, auf welchem Wege wir mit einander allen Argusaugen zum Trotz verkehren können, wäre doch sehr wünschenswerth. Wo finden wir nun ein Plätzchen zu ungestörtem Gedankenaustausch? Auf der Villa schwerlich. Die Frau Kommerzienräthin ins Geheimniß zu ziehen, halte ich nicht für räthlich. Sie wird einem Verhältniß, das Deiner Mutter Billigung entbehrt, nicht Vorschub leisten wollen,

und wenn sie sich wider Erwarten dazu bestimmen ließe, würden wir uns gegen sie Verbindlichkeiten aufbürden, die uns leicht sehr beschwerlich fallen dürften. Besser, wir stellen uns ganz unabhängig. Ich schlage Dir ein Zusammentreffen bei meiner Mutter vor, der ich mich zu eröffnen bereit bin und die gewiß die größte Freude empfinden wird, das Mädchen kennen zu lernen, das ihr einziger Sohn sich zur Frau begehrt. Sie liebt mich und sie wird Dich lieben. Ich statte heute zur gewohnten Stunde auf der Villa meinen Besuch ab; wir werden einander sehen, und für mich ist auch das schon ein großes Glück. Aber wir werden nur wenige Worte im Geheimen frei haben und deshalb schreibe ich Dir, damit Du vorbereitet bist und Dich entschließen und mir im passenden Moment sagen kannst, ob und wann ich Dich am angegebenen Orte zu erwarten habe, oder ob Du einen bessern Rath weißt. Muth, meine geliebte Katharina, Muth! und ein klein wenig Wagen, nur so viel, daß ich mich Deines Einverständnisses versichern kann. Mit tausend herzlichen Grüßen

Dein Xaver."

Dieser Brief, so viel offene Fragen er auch ließ, beruhigte sie doch sehr. Die traurige Nachricht des Mißlingens seiner Reise konnte sie nach

dem Schreiben ihrer Mutter nicht mehr erregen, und was er sonst enthielt, klang alles tröstlich und das matte Herz erfrischend. Sie küßte das Blatt wieder und wieder; nicht der leiseste Gedanke, daß ihre Neigung durch den Einspruch der Ihrigen wankend werden könnte, bekümmerte ihre Seele. Er liebte sie und sie ihn, das war beiden eine ernste Wahrheit, für die das Schwerste zu ertragen Gewissenspflicht schien. Erst nach einiger Zeit, als gleichsam der Rausch dieser glückseligen Stimmung verflogen war, und der immer von neuem gelesene Brief doch auch zum ruhigen und kühlen Ueberlegen aufforderte, konnte auch die beängstigende Wirkung nicht ganz ausbleiben. Sie sollte nicht nur in ihrer Liebe ausharren und geduldig abwarten, bis alle Hindernisse ihrer Vereinigung weggeräumt seien, sondern selbst mitwirken, Pläne schmieden helfen, eine geheime Zusammenkunft veranstalten, und das nach Empfang des Briefes ihrer Mutter, der so bestimmt jeden weitern Schritt zur Festigung des ohne ihre Zustimmung geknüpften Bandes untersagte. Sie hätte nicht die sorgsamste Erziehung im elterlichen Hause genossen, hätte sich nicht von früh auf daran gewöhnt haben müssen, den Willen ihrer Mutter als allein maßgebend anzusehen, wenn sie das

Ansinnen, sich zu einem heimlichen Rendezvous einzufinden und sich dabei der Gefahr einer Entdeckung auszusetzen, nicht erschreckt haben sollte. Sie kannte sich gut genug, um zu wissen, daß sie, ernstlich befragt, einer Lüge nicht fähig sein würde, und sie mußte darauf gefaßt sein, in nächster Zeit Rechenschaft über ihr Verhalten zu geben. Hatte sie nicht allen Grund, dasselbe so einzurichten, daß ihr selbst die Böswilligkeit keinen Vorwurf machen könnte?

Dann aber klagte sie sich selbst wieder kleinlicher Rücksichten an. Verstehe es sich doch von selbst, daß sie ihrer Mutter, wie dieselbe auch deshalb zürnen sollte, offen heraus bekennen werde, daß sie liebe, und daß keine Macht der Erde sie zwingen könne, diesem heiligsten Gefühle zu entsagen. Die Liebe fordere Opfer, und es sei nicht einmal ein Opfer, wenn sie ihre Schüchternheit überwinde, um ein Zusammentreffen mit dem Manne zu ermöglichen, dem sie ja doch den allergrößten Beweis unbegrenzten Vertrauens schon gegeben habe. Wohin wolle er sie denn führen, als in das Haus seiner Mutter, der achtbarsten Dame, die sie sich freuen müsse kennen zu lernen? Wie aber am nächsten Tage einen Spaziergang allein, ein so langes Ausbleiben motiviren? Wenn

sie eine Zusage machte, die sie hinterher nicht halten könnte! Wenn die Kommerzienräthin sie nöthigte, ihre Begleitung anzunehmen! Es hatte doch in ihrer Lage ganz unerwartete Schwierigkeiten, das geringste Ungewöhnliche durchzuführen, ohne anzustoßen. Je eifriger sie darauf sann, eine passende Einkleidung für ihr Vornehmen zu erfinden, um so phantastischer gestalteten sich ihre Pläne.

Zuletzt glaubte sie einzusehen, daß sie ohne Lillis Beistand nicht werde zum gewünschten Ziele gelangen können. Es schien ihr durchaus erlaubt, die Freundin ins Vertrauen zu ziehen und selbst in gewissem Sinne zur Mitschuldigen zu machen. Was bedeutete denn Freundschaft, wenn sie sich in solchem Falle der Noth nicht sollte bewähren dürfen? Freilich war Lilli, das konnte ihr unmöglich entgehen, noch etwas unreif und kindisch, aber sie hatte sich ja für den Professor auch interessirt und war offenbar jetzt auf dem besten Wege, selbst ihr Herz zu verschenken. Sie würde gewiß mit ihr fühlen und für sie denken, jedenfalls aber Stillschweigen bewahren. Ja, die Freundin müsse das Geheimniß wissen und ihr mindestens den Rücken decken.

Käthchen stand entschlossen auf, um Lilli im

Garten zu suchen. Ehe sie aber noch den Schlüssel umgedreht hatte, schalt sie sich wieder voreilig. Es hat noch Zeit bis zum Abend, überlegte sie; vielleicht hat Xaver bis dahin seine Meinung geändert und einen leichter ausführbaren Vorschlag bereit. Sie setzte sich an den Tisch, auf welchem ihre zierliche Schreibmappe lag, suchte den kleinsten Briefbogen vor und schrieb einige Zeilen für den Fall, daß abends im Beisein aller Hausgenossen eine mündliche Verständigung nicht möglich sein sollte. „Ich habe einen Brief von meiner Mutter erhalten; sie wird mich an einem der nächsten Tage von hier abholen, um mit mir zu reisen. Aber ich halte mein Wort in alle Ewigkeit! Ich sehe ein, daß wir einander noch sprechen müssen, und daß wir hier keine Minute unbeobachtet wären. Morgen Vormittag also am bezeichneten Orte — wenn ich ihn zu erreichen vermag. Bleibe ich aus, so trage ich gewiß keine Schuld. Ich bin sehr traurig und sehr glücklich. Gott mag alles zum Besten wenden! Ihre — Deine Katharina.“ Sie faltete das Blatt so klein zusammen, daß es sich bequem mit der Hand bedecken ließ, und steckte es zu sich; dann nahm sie den Brief ihrer Mutter an die Kommerzienräthin auf und begab sich in

den Salon, wo sie die Dame vom Hause um diese Zeit zu finden hoffte.

Frau Barbara hatte ihr Schreiben so geschickt eingerichtet, daß die Räthin ganz arglos blieb. „Es thut mir leid," sagte sie, „daß wir Sie so bald verlieren müssen, und Lilli wird gewiß untröstlich sein. Aber ich kann es Ihrer lieben Mutter nicht verdenken, daß sie ihre Begleitung wünscht, wenn sie die Reise beschlossen hat, die ja lange ihr Wunsch war. Ich denke mir, sie bangt sich nach ihrem Sohne Philipp und wird ihn in Rom oder Neapel überraschen. Nun — ich gratulire zu einem so genußreichen Ausfluge. Ach! wenn doch mein Mann so viel Einsehen hätte, auch unsern Reisewagen packen zu lassen. Ich halte es in dieser entsetzlichen Luft nicht mehr lange aus."

Sie musterte eine neue Robe, die am Morgen aus der Werkstätte des berühmtesten Tailleurs für Damen angelangt war und mit der sie in Wiesbaden zu glänzen gedachte. „Sind Sie aber auch für eine Reise eingerichtet, liebes Kind?" fragte sie, sich wieder Käthchens erinnernd. „Man sieht jetzt überall die luxuriösesten Toiletten und mag doch nicht zurückbleiben. Ihre liebe Mutter schreibt, daß sie sich nur einen knappen Tag hier aufhalten

wolle, da wird die Ausstattung Schwierigkeiten verursachen."

Käthchen leuchtete es rasch ein, daß sich hier vielleicht ganz von selbst eine Anknüpfung für ihre geheimen Pläne biete. Sie hätte auch schon daran gedacht, sagte sie, und sich vorgenommen, morgen wenigstens zur Vervollständigung ihrer kleinen Toilette noch etwas zu thun, Spitzen und Bänder einzukaufen. Der Wagen stehe unbedingt zur Disposition, versicherte die Räthin.

Was war das für ein ewig langer Tag! Die Sonne wollte sich gar nicht senken; keine Beschäftigung tödtete rasch genug die Zeit. Immer wieder hielt Käthchen ihre kleine goldene Uhr ans Ohr, um sich zu überzeugen, ob sie nicht stehen geblieben sei. Endlich wurde die Straße lebhafter von Fußgängern, Reitern und Equipagen. Der Kommerzienrath langte an und brachte Mr. Fairfax mit. Man dinirte und nahm dann den Kaffee im Pavillon ein. Noch mindestens eine Stunde mußte vergehen. „Was Du heute unruhig bist," äußerte Lilli, die mit dem jungen Engländer eine Partie Schach spielte, aber dabei die Augen überall hatte. „Nimm bei mir Platz, Herzchen, und siehe zu, wie ich meinen Gegner unbarmherzig matt setze. Wie viel Züge gibst Du ihm noch frei?"

Käthchen lehnte sich über den Stuhl und sah auf das Brett. „Mr. Fairfax gibt sich die bewundernswürdigste Mühe,“ sagte sie, „von Dir besiegt zu werden; es kann Dir an Triumphen nicht fehlen.“

„Wie schlecht Du bist!“ rief das eifrige Mädchen, „Mr. Fairfax spielt wirklich noch viel schlechter Schach, als ich.“ Dabei nahm sie ihm einen Thurm, der ganz ungedeckt stand. Der Engländer schmunzelte vergnügt; die Hauptpartie, die er zu machen gedachte, hoffte er nicht zu verlieren.

Plötzlich rückte Lilli ihren Stuhl und stieß dabei an den kleinen Tisch, daß die Schachfiguren umpurzelten. „Der Professor!“ Sie sagte Käthchen nichts Ueberraschendes; ihre scharfen Augen hatten ihn schon mitten in dem bunten Gedränge bemerkt, wie er sich bemühte, eine Lücke in der Wagenreihe abzupassen, um seitwärts durchzuschlüpfen. Aber die Kommerzienräthin horchte auf, hob die Lorgnette an die Augen und spähte nach der Straße hinaus. „Nun endlich,“ sagte sie befriedigt, „wir sind also noch nicht vergessen.“

Schönrade wechselte mit Käthchen einen schnellen Blick des Verständnisses und küßte dann der Räthin so unbefangen die Hand, als hätte er sich nur gestern Abend verabschiedet. „Ist das hübsch,“

fragte sie, „so ohne weiteres auf und davon zu gehen und Ihre Freunde nicht einmal wissen zu lassen, nach welcher Windrichtung sie ihre guten Wünsche für eine glückliche Reise ausschicken sollen?“

„Ich konnte mir wirklich nicht denken,“ erwiderte er, „hier auch nur vermißt zu werden. Ihr Vorwurf ist mir sehr schmeichelhaft, gnädige Frau.“ Sie reichte ihm die Hand. „Bessern Sie sich!“

Katharina hatte ihm gegenüber und hinter den andern ein wenig zurück auf einem Schaukelstuhle Platz genommen, wo sie nicht beobachtet werden konnte, wenn sie des Professors freundliche Blicke erwiderte. Zu ihrer Ueberraschung ließ sich dieser leicht bestimmen, von seinem Ausfluge zu erzählen; bald aber merkte sie, was er bezweckte. Ein Freund habe ihm von der Entdeckung eines Braunkohlenlagers in einer Gegend geschrieben, wo nach seiner Kenntniß der Bodenbeschaffenheit unmöglich dieses Naturprodukt zu finden sein könne. Das habe ihn denn höchlichst interessirt und veranlaßt, seine Arbeit für einige Tage zu unterbrechen. Uebrigens habe er voraus gewußt, daß er ganz unnütz reisen würde; die entdeckte Braunkohle habe sich als eine besonders feste und holzige Art von Torf ausgewiesen. „Wissen Sie aber, daß mein Weg mich

an Ihrer Vaterstadt vorübergeführt hat, Fräulein," wandte er sich dann an Katharina, „und daß ich Ihnen zu Ehren — wahrhaftig allein Ihnen zu Ehren — dort den Zug versäumte und längeren Aufenthalt nehmen mußte? Oh! ich habe in dem nobelsten Hotel der Stadt gewohnt und dort einen unschätzbaren Kellner kennen gelernt, der daselbst schon zwei Jahre servirt und die selige Hansa noch immer für eine steinreiche Dame hält, die dort einmal gelebt, viele Häuser und Schiffe besessen hat und irgendwo auf dem alten berühmten Kirchhof begraben sein muß. Was sagen Sie dazu?"

Man lachte herzlich, und selbst der Kommerzienrath wußte diesen Spaß zu würdigen und lachte mit. Man wollte nun mehr von seinen Erlebnissen wissen, und er erzählte, was sich so öffentlich erzählen ließ, von seinem zufälligen Zusammentreffen mit der Cavalkade, vom Sprung über den Graben, von dem Souper an der Mühle, von der Fahrt auf dem Teiche mit Fräulein Sidonie Feinberg — hier bewegte sich Käthchens Schaukelstuhl etwas lebhafter — von seinem Spaziergang nach der Höneburg, den er aber auf den Vormittag verlegte, um mit der Zeit auszukommen. Es war augenscheinlich seine Absicht, diese gleichgültigeren Dinge vorweg abzuthun, damit sie nicht hinterher

das erhoffte Gespräch mit dem geliebten Mädchen beschweren dürften. Sie verstand ihn und war ihm dankbar. Die kleine Gesellschaft unterhielt sich trefflich dabei, und namentlich die Geschichte der Höneburg und ihres letzten Besitzers, die er ganz treu aus dem Munde des alten Verwalters erzählte, nur daß er weder seine Mutter noch sich selbst als betheiligte Personen zu erkennen gab, wirkte wie ein Roman. Die Dämmerung war eingebrochen, man wußte nicht wie.

Nun endlich wurde an eine Promenade durch den Garten gedacht. Der Kommerzienrath erwies unwissentlich dem Professor einen großen Gefallen, indem er seiner Frau den Arm reichte. Mr. Fairfax war sehr bald an Lillis Seite, und so machte es sich ganz von selbst, daß Schönrade sich Fräulein Amberger zugesellte. Freilich folgten die Paare einander in so geringen Abständen, daß eine Art von allgemeiner Unterhaltung fortgesetzt werden konnte; aber dieselbe ließ doch Raum für leise Zwischenfragen und Antworten, und die zwei anderen Paare waren zum Glück voraus, so daß Xaver und Käthchen ziemlich unbeobachtet blieben und namentlich bei Biegungen des Weges, wenn ein dichtes Bosquet von hohen Blattpflanzen sie einen Augenblick deckte, Schulter an Schulter gehen

und einander wohl auch verstohlen die Hand drücken konnten. Man vermochte sich keinen schöneren Abend zu denken.

„Und Du kommst?“ flüsterte er ihr zu, als das Gespräch der vorderen Paare lebhafter wurde.

„Ich sollte nicht,“ antwortete sie eben so leise.

„Aber Du kommst! Meine Mutter erwartet Dich.“

„Sie weiß schon?“

„Sie weiß.“

Die Kommerzienräthin richtete eine Frage an Schönrade, die beantwortet werden mußte und dieses Gespräch unterbrach. Er suchte Käthchens Hand; sie schob ihm den kleinen Brief zu, den sie bereit gehalten hatte. „Er sagt alles,“ raunte sie ihm zu.

„Tausend, tausend Dank!“

„Und die Wohnung?“

Er nannte das Haus, in dem seine Mutter ihr Quartier hatte.

Es war höchste Zeit, daß diese dringlichste Angelegenheit ihre Erledigung fand, denn die Kommerzienräthin erklärte die Enge der Gartenwege schon sehr bedauerlich, die ein Nebeneinandergehen hinderten. Man müsse nun wechseln, meinte sie, und machte auch sofort den Anfang der Aus=

führung, indem sie den Arm ihres Mannes losließ, bis zur Annäherung des letzten Paares wartete und dann den Professor unterfaßte, der sich natürlich hütete, zu erkennen zu geben, wie wenig ihm dieser Wechsel behagte. Es verstand sich nun von selbst, daß Wiesel Käthchen seinen Arm bot, und dieses gute Beispiel, untergefaßt zu gehen, schien dann auch auf Mr. Fairfax und Lilli ermuthigend zu wirken. Vielleicht folgte Lilli um so lieber seiner etwas verlegenen Aufforderung, als sie so wieder Gelegenheit zu finden meinte, dem Professor durch die That zu beweisen, daß er sich keiner Hoffnung hinzugeben habe.

So blieb es denn auch bis zum Souper, das die Sechs wieder an der runden Tafel vereinte. Die Kommerzienräthin hatte alle ihre aus Romanen aufgelesenen Gemeinplätze über Welt und Leben ausgepackt, glaubte sehr interessant gewesen zu sein und aß jetzt mit gutem Appetit. Wiesel konnte eine Bemerkung darüber nicht zurückhalten. „Ich werde Sie zu meinem Hausarzt annehmen müssen, bester Herr Professor," sagte er schmunzelnd und einen listigen Blick auf die Dame zu seiner Rechten abschießend.

„Ich bin aber nicht Arzt, wie Sie wissen,

wennschon Doktor," antwortete Schönrade, nicht sogleich verstehend.

„Seelenarzt mit sympatethischer Medizin jedenfalls," witzelte der runde Herr weiter. „Sehen Sie, wie es meiner lieben Frau schmeckt. Seit einigen Tagen hat sie, glaube ich, nur von Limonade gelebt."

„Man bemerkt so etwas nicht," verwies die Räthin mit jenem halben Lächeln, das immer nur für den Dritten Bedeutung haben soll. Es war nicht in der Ordnung, daß Wiesel sich über ihre Empfindungen einen Scherz erlaubte, aber daß der Professor so aus seinem Munde erfuhr, wie viel ihr seine Gesellschaft galt, konnte ihr nicht unangenehm sein.

„Wenn ich so glücklich bin," lenkte Schönrade ein, „ohne mein Verdienst etwas zum Wohlsein der gnädigen Frau beizutragen, so müßte ich wirklich bedauern, hier nicht weiter täglicher Gast sein zu können."

„Sie werden uns doch jetzt wieder regelmäßig das Vergnügen schenken?" fragte die Räthin, ein wenig überrascht durch diese unerwartete Wendung.

„Ich beraube mich selbst des größten Vergnügens," erwiderte er galant, „wenn ich ausbleibe. Aber es gibt Pflichten —"

„Pflichten?“

Lilli erröthete und warf einen scheuen Blick auf Mr. Fairfax, ihren Tischnachbar.

„Pflichten, meine Gnädigste,“ fuhr der Professor fort, „die nicht gerade die Annehmlichkeiten des Lebens vermehren, aber versäumt, sich in sehr unliebsamer Weise zu rächen pflegen. Ich bin seit mehreren Wochen durchaus nicht so energisch bei meiner Arbeit gewesen, als ich sollte und müßte, und der Verleger, der das Buch zum Herbst angekündigt hat, mahnt immer nachdrücklicher. Ich werde in nächster Zeit, wenn ich nicht wortbrüchig werden soll, nicht mehr ein Spaziergänger nach dem Herzen des Medicinalraths sein können.“ Er wollte schon jetzt darauf vorbereiten, daß seine Besuche nach Käthchens Abreise seltener werden würden. Lilli hielt zwar für wahrscheinlich, daß er nur einen Vorwand brauchte, seinen Rückzug auf gute Art zu decken, hatte aber natürlich ihre eigene Auslegung für die Nothwendigkeit zu diesem Rückzuge bereit. Sie nickte Käthchen zu, die sie wohl verstehen würde.

„Dann werden wir ja aber ganz vereinsamen,“ klagte die Kommerzienräthin. „Wissen Sie schon, daß auch Fräulein Amberger uns verlassen will?“

„Muß!“ verbesserte Käthchen. „Meine Mutter

hat mir geschrieben, daß sie zu reisen beabsichtige und daß ich sie begleiten soll. Sie ist vielleicht schon morgen Abend hier." Das war ein Wink für Schönrade.

„Sie werden sich köstlich amüsiren und uns nicht vermissen," meinte die Räthin.

„Und wohin soll die Reise gehen?" fragte der Professor aufmerksam.

„Das weiß Mama wahrscheinlich selbst noch nicht. Sie pflegt selten voraus einen Plan zu schmieden, sondern folgt gewöhnlich augenblicklichen Eingebungen. Uebrigens hat sich noch stets ihre Reiselust stärker erwiesen als später das Reisevergnügen. An die bequeme Einrichtung ihres Hauses und eine geordnete Thätigkeit gewöhnt, pflegt ihre gute Laune im Eisenbahncoupé und Gasthauszimmer bald zu ermatten und die Sehnsucht nach ihrem ruhigen Stübchen unüberwindlich zu werden. Ich sehe voraus, daß wir auch diesmal nicht weit kommen und auf halbem Wege umkehren werden." Sie hatte nach dem Briefe ihrer Mutter leicht prophezeien. Es konnte aber späterem Kopfschütteln vorbeugen, wenn sie jetzt schon die vermuthlich schnelle Umkehr plausibel motivirte.

„Da fällt mir ein, was ich Ihnen erst noch

mittheilen wollte," rief der Kommerzienrath, als nun eine Pause im Gespräch eintrat. „Sie erzählten von einem Grafen Gleichenau. Wissen Sie, daß ein Herr dieses Namens sich zur Zeit in Berlin aufhält?"

Schönrade horchte auf; die Nachricht konnte ihm von Wichtigkeit sein.

„Vielleicht ein ganz anderer," fuhr Wiesel fort. „Unser Hausarzt sprach neulich davon, daß er viel von einem Grafen Gleichenau in Anspruch genommen werde, der einen kranken Sohn habe und Himmel und Erde in Bewegung setze, ihn am Leben zu erhalten. Er entschuldigte damit die Vernachlässigung meiner Frau, die ich ihm als zärtlicher Gatte vorzuwerfen hatte."

„Wenn ich nicht sehr irre, gibt es mehrere gräfliche und freiherrliche Familien jenes Namens in Deutschland," suchte der Professor abzulenken. „Es wäre übrigens auch sehr gleichgültig, wenn wirklich der Zufall den in jenen alten Roman Verwickelten in so traurigen Geschäften hergeführt hätte, da wir ja doch den jungen Baron Höneburg nicht ausfindig machen können. Wer weiß auch, was mir der alte Einsiedler in der Ruine auf die Nase gebunden hat." Es war ihm schon leid geworden, daß er die Geschichte, wennschon mit

aller Vorsicht, erzählt und den Namen des Grafen genannt hatte. Auf diese Eventualität war dabei nicht gerechnet.

Man trennte sich erst spät. Nur ein ganz flüchtiger Händedruck der Liebenden war der Gunst oder Ungunst des Augenblicks beim Abschiede noch abzuhaschen. Aber Xaver hatte ja nicht einmal so viel gebraucht, um sich von Käthchens Standhaftigkeit zu überzeugen, und er trug ja ihren Brief in der Tasche, der, wie er aus den wenigen heimlichen Worten wußte, eine Zusage enthielt. Er machte noch weite Gänge durch den Thiergarten, ehe er seine Wohnung aufsuchte.

XIV.

Als Lilli schon halb entkleidet war, hörte sie leise an ihre Thüre klopfen. „Bist Du's?“ fragte sie. Sie konnte nur an Käthchen denken.

„Laß mich ein,“ wisperte ein feines Stimmchen, „ich habe noch mit Dir zu plaudern.“

Der Riegel wurde zurückgeschoben. „Ach, das ist allerliebst,“ versicherte Lilli, die Freundin umarmend. „Löschen wir die Lampe?“

„Wenn Dir's recht ist. Wir haben Mondschein, denke ich.“

„Prächtigen Mondschein!“ Sie blies die Lampe aus und öffnete den Fensterladen. „Komm hierher, setze Dich auf den Lehnstuhl, ich nehme dieses niedrige Stühlchen, das so bequem ist. Und nun — was hast Du auf dem Herzen?“

„Bist Du verschwiegen, Lilli?“

„Wie das Grab.“ Sie legte die Hand aufs Herz und rückte nahe an die Freundin heran, die

Ellenbogen auf die Querlehne des Polsterstuhls stützend.

„Es handelt sich aber um ein ganz ernstliches Geheimniß, Kind.“

„Um so besser, mein Herz, um so besser.“

„Und unsere Freundschaft wäre für ewig zerrissen, wenn irgend eine Menschenseele durch Dich erfährt —“

„Aber wie kannst Du nur denken? Ich bin doch nicht plauderhaft.“

„Auch Deine Mutter darf nicht wissen und eben so wenig Mr. Fairfax.“

„Ach, Mr. Fairfax, mit dem werde ich doch über solche Dinge nicht sprechen.“

„Wer weiß, wie bald. Du schwörst mir also —“

„Ich schwöre — ja, ja! Ich schwöre.“ Die Ungeduld ließ sie nicht einmal hören, was sie eigentlich so feierlich versichern sollte.

Käthchen bückte sich ein wenig zu ihr nieder und legte den Mund an ihr Ohr. „Ich bin verlobt, Kind.“

Lilli zuckte zurück. „Du bist — verlobt? Ach, es ist ja nicht wahr!“

„Und noch dazu ganz heimlich.“

„Aber mit wem, mit wem?“

„Mit Professor Schönrade.“

Ein plötzliches Erdbeben hätte keine aufregendere Wirkung äußern können, als die Nennung dieses Namens. Lilli sprang auf und der kleine Stuhl fiel hinter ihr polternd um. Die lange schlanke Figur in dem weißen Nachtkleide war aus dem Schatten in den Mondschein gleichsam aufgetaucht und stand wie ein Gespenst des Schreckens da. Es war wirklich Schreck, was sie im ersten Augenblick ganz verwirrt hatte. „Mit —?“ rief sie mit ganz erstickter Stimme. Sie konnte den Namen nicht über die Lippen bringen.

„Aber das ist doch nicht etwas so Fürchterliches,“ beruhigte die Freundin, selbst durch dieses plötzliche Aufschnellen erschrocken. „Du liebst ja doch den Professor nicht.“

„Nein, nein! Ich liebe ihn nicht — ich hasse ihn jetzt!“ stieß Lilli hastig heraus.

„Weil er mich liebt?“

„Nein, weil ich mir einbilden konnte, weil ich Dir verrathen habe —“ Sie deckte die Hände über das Gesichtchen und versteckte den Kopf hinter Käthchens Schulter.

„Ach, darüber lasse Dir kein graues Haar wachsen,“ beschwichtigte diese. „Sei versichert, daß der Professor von Deiner heimlichen Ver-

ehrung nicht das mindeste gemerkt hat, so geschickt und taktvoll hast Du Dich benommen. Du kannst ja auch ganz zufrieden sein, daß ich ihn — recht nach Deinem Wunsche, Kind — von Dir abgelenkt habe, denn Dein Herz ist ja doch —"

„O, davon sprich nur gar nicht," schmollte Lilli, „Du hast mich sträflich hintergangen. Und es bleibt doch furchtbar ärgerlich, wenn man einsehen muß, daß man sich ganz umsonst Sorgen um so etwas gemacht hat."

„Du hättest lieber dem armen Professor einen Korb gegeben und dann Deinen Stolz daran geweidet, ihn von Gram verzehrt zu sehen!"

„Ach, so schnell verzehrt der Gram die Männer nicht. Wer weiß auch noch, wenn es sein Ernst gewesen wäre —"

„Also doch eifersüchtig. Ja, nun ist aber das Unglück einmal geschehen."

„Freilich, nun ist das Unglück einmal geschehen, und ich werde es mit Heroismus tragen. O, Ihr Verräther! Aber nun erzähle, beichte, erkläre: wie ist es möglich gewesen, daß ein solches Unglück geschehen konnte, ohne daß ich eine Ahnung hatte?" Sie hob das Stühlchen auf und ließ sich in der früheren Position, nur

noch etwas näher an die Freundin herangerückt, nieder.

„Bist Du aber auch ganz versöhnt?“

„Ich muß ja wohl. Erzähle nur!“

Die beiden Mädchen hatten nicht so bald ausgeplaudert. Erst als der gute Mond schon stille um die Ecke der Villa gewandelt war und in andere Fenster schaute, huschte Käthchen auf den Zehen in ihr Schlafzimmer. Sie konnte ruhig schlafen gehen, denn ein Kriegsplan war ausgeheckt, der nächsten Vormittag tapfer ins Werk gesetzt werden sollte. Lilli hatte sich zu allen Liebesdiensten erboten und mit mehr Schlauheit, als Käthchen ihr zutrauen durfte, gerade die besten Rathschläge ertheilt. Den Professor wolle sie aber gar nicht mehr sehen, hatte sie noch mit dem letzten Kusse in der halb geöffneten Thüre feierlich versichert.

In der oberen Etage der Villa wurde es recht spät Morgen. Die Kommerzienräthin hatte schon gefrühstückt, als sich die jungen Damen im Salon einfanden. Käthchen verschwand bald wieder; sie müsse einige Worte nach Hause schreiben. Lilli benutzte die Zeit ihrer Abwesenheit, um ihre Mutter zu bitten, die liebe Freundin vor dem nahen Abschiede beschenken zu dürfen. Die Räthin

war ganz einverstanden, lobte Lilli wegen ihrer Vorsorglichkeit und forderte Vorschläge; man könne ja dann schleunigst Bestellungen machen. Lilli meinte, es würde das beste sein, Käthchen wählen zu lassen. Sie habe ja heute selbst noch kleine Einkäufe zur Reise besorgen wollen; wenn die Mama ihr nun erlaube, sie zu begleiten, so werde es ihr gewiß leicht werden, auszuspüren, was Käthchen besonders gefalle, und man wisse dann doch, daß man ihr wirklich ein Vergnügen bereite. Die Kommerzienräthin fand diesen Ausweg sehr geschickt und ertheilte gern ihre Zustimmung. „Es ist mir auch lieb," fügte sie hinzu, „daß Käthchen eine Begleitung hat. Ich hatte mir gestern vorgenommen, die meinige anzubieten, aber ich fühle mich heute auffallend matt und angegriffen. Käthchen wird sich auch leichter von Dir als von mir ausforschen lassen. Sieh nur darauf, daß das liebe Mädchen nicht gar zu bescheiden wählt." Lilli küßte ihre Hand und eilte hinauf, den glücklichen Erfolg der Einleitung ihres geheimen Unternehmens zu verkünden.

Bald nach elf Uhr rollte denn auch die Wieselsche Equipage durch die Thiergartenstraße der Stadt zu. Kutscher und Bedienter in großer Livree saßen auf dem Bock; die beiden jungen

Damen in gewähltester Toilette — nach der maßgebenden Ansicht der Kommerzienräthin konnte sie für Besuche in öffentlichen Läden nie gewählt genug sein — füllten würdig den Fond. Lilli scherzte übermüthig, Käthchen war sehr still und in sich gekehrt.

Der Bediente wußte bereits, bei welchem Laden zuerst anzuhalten war. Lilli hatte ihn gewählt, weil er den doppelten Vortheil bot, der Wohnung Camilla Bellarotas nahe zu liegen und einen zweiten Ausgang nach einer Parallelstraße zu besitzen. „Du verabschiedest Dich von mir," instruirte sie, „sobald wir uns Spitzen haben vorlegen lassen, und gehst dort hinaus. Ich halte mich hier beim Aussuchen möglichst lange auf, fahre dann noch in andere Läden, bemerke dem Diener gegenüber, daß Du hier noch zu thun habest und abzuholen seiest, und gebe Dir so reichlich Zeit, Deine Visite bei Madame Bellarota abzustatten. Beeile Dich nicht zu sehr, liebes Herz; Du hast eine volle Stunde zur Verfügung, und der Gang kostet nur wenige Minuten. Grüße mir Deinen Professor und sage ihm, daß er ein abscheulicher Mensch ist, der junge Mädchen gegen ihre Mütter rebellisch macht. Spielen wir also die Komödie, zu der die Rollen vertheilt sind."

Es geschah ganz nach der Abrede. Katharina wurde von der alten Gesellschafterin schon an der Thüre in Empfang genommen und in den kleinen Salon geführt, wo der Professor sie herzlich begrüßte und seiner Mutter vorstellte. Camilla reichte ihr beide Hände und küßte sie auf Stirne und Mund. Welche schöne Frau! mußte Käthchen denken.

Schönrade hatte sich seiner Mutter gleich nach seiner Rückkehr eröffnet. Er hätte es auch gethan, wenn er nicht in der Lage gewesen wäre, sich ihres Beistandes für alle Fälle versichern zu müssen, denn es drückte ihn, vor der lieben Frau, der er so viel Dank schuldete und die sich sonst immer seines vollen Vertrauens erfreute, ein Geheimniß zu haben. Camilla war überrascht gewesen, so überrascht eine Mutter über das Geständniß ihres Sohnes, daß er eine Wahl getroffen habe, irgend sein kann; sie hätte auch vielleicht aus ihrem alten Groll gegen alles, was mit jener ihr verhaßten Stadt Verbindung hatte, Opposition versucht, wenn Xaver glatt zum Ziele gelangt wäre. Aber daß man in dem alten Patrizierhause seine Bewerbungen abwies, die man sich, wie sie in ihrem mütterlichen Stolze meinte, zur größten Ehre hätte rechnen müssen, leitete ihre

Gedanken sofort in eine andere, dem Professor günstigere Richtung. Sie nahm mit allem Eifer seine und seines Käthchens Partei gegen Frau Barbara Amberger und Moritz, entrüstete sich über deren Engherzigkeit und Gefühllosigkeit und bezeigte den lebhaftesten Wunsch, das Mädchen kennen zu lernen, auf dessen Standhaftigkeit gegen alle Anfechtungen Xaver sich glaubte verlassen zu können. So hatte er leichtes Spiel gehabt.

Von seinen Ermittelungen auf der Höneburg wußte sie noch nichts. Er wollte ihr nicht zu früh die gute Laune verderben, wollte sich die Freude gönnen, ihr seine Braut zuzuführen und Käthchen seine Mutter zu zeigen, bevor die wieder erweckte Erinnerung einer sehr traurigen Zeit ihr Gemüth verdüsterte und ihre Leidenschaftlichkeit stachelte. Sie konnte glauben, daß er für nichts Sinn gehabt habe, als für seine Bewerbung, und beruhigt auf die Reise zurückblicken, die sie ihn mit so schweren Befürchtungen hatte antreten sehen. Weiter ließ sich nach Umständen handeln.

Camilla war denn auch die Liebenswürdigkeit selbst. Sie kam Käthchen so freundlich und offen entgegen, daß diese bald alle Befangenheit verlor und sich wie zu Hause fühlte. Der Professor dankte ihr dies mit seinen wärmsten Blicken und

gelegentlichen Händedrücken. Nur einen Gefallen that sie ihm nicht: sich nämlich auch nur auf eine Minute zu entfernen, wozu es an Vorwand nicht leicht fehlen konnte, und ihn mit Käthchen allein zu lassen; sie schien durchaus anzunehmen, daß der Besuch der jungen Dame lediglich ihr gelte und ihr Sohn auch nur ihr Gast sei. Er hatte um eine solche Vergünstigung freilich nicht gebeten, aber doch im Stillen vorausgesetzt, daß Camilla begreifen werde, wie viel Bedeutung ihm auch das kürzeste Alleinsein mit der Geliebten haben müsse, der er bisher nur ganz heimlich kleine Beweise von Zärtlichkeit abzustehlen vermocht hatte. Nun nahm er wohl Käthchens Hand in die seine, zog ihr den Handschuh ab und ließ es an heißen Küssen darauf nicht fehlen, aber das rechte war's doch nicht: zwei Menschen hatten einander gesagt, daß sie sich für's ganze Leben angehören wollten, und ihren Bund noch nicht einmal durch einen Kuß besiegelt!

Die Zeit war kurz bemessen; das Gespräch durfte sich nicht lange im allgemeinen bewegen, so gefällig es auch Camilla zu leiten wußte. Xaver erstattete genauen Bericht über seine Verhandlungen mit Frau Barbara und Moritz, hielt sich auch für verpflichtet, Käthchen mit dessen Wünschen in

Betreff Otto Feinbergs bekannt zu machen. „Ich glaube nicht,“ sagte er, „daß Moritz diesem Menschen besonders geneigt ist, dem die Gefühle von Freundschaft und Liebe gewiß gleich fern liegen; aber er ist schwach und steht gänzlich unter der Botmäßigkeit dieser beiden Börsenleute, denen er sich in geschäftlicher Hinsicht mehr, als ihm auf die Dauer nützlich sein kann, anvertraut zu haben scheint. Sein Verhältniß zu Sidonie ist das unwürdigste, gleichwohl wird er über die äußerste Grenze der Nachgiebigkeit hinauszugehen genöthigt sein, wenn sein kaufmännisches Interesse dies erheischt. Ich würde ihn bedauern müssen, wenn er hier sein Ziel erreichte, denn er wird damit sein ganzes Lebensglück in die Schanze geschlagen haben, aber für uns beide wäre dies noch immer der günstigere Fall. Ignaz Feinberg würde seinen Schwiegersohn halten müssen, auch wenn sein Bruder Otto grollte. Wird aber das Verhältniß zwischen Moritz und Sidonie aus irgend einem Grunde rückgängig, vielleicht durch sie selbst gelöst, so bleibt Otto Feinberg sein letzter Nothanker, und er wird sicher seinen ganzen Einfluß geltend machen, Dich zu vermögen, in diese Partie zu willigen. Du schüttelst den Kopf — ich weiß wohl, daß alle seine Bemühungen vergebens sein

werden; aber sei auch darauf gefaßt, daß Moritz unter Umständen Gewichte auf die Wagschale werfen wird, die auch Deinem Herzen gegenüber sehr schwer wiegen. Das kleinste davon wird sein, daß Dein Vermögen verloren gehen kann; Du wirst vielleicht auch hören, daß das alte Haus Amberger selbst durch die Feindschaft der Feinbergs gefährdet ist, und Deine Mutter, die jetzt den Aufkömmlingen durchaus abgeneigt scheint, wird dann vermuthlich ihre Bitten mit denen ihres Sohnes vereinen, das Opfer Deiner Neigung nicht zu versagen. Das darf ich Dir nicht verschweigen, Katharina, und Du wirst prüfen müssen, ob Dein Herz muthig ist, diesen Kampf aufzunehmen und ob es nicht allzuschwer leiden wird, auch wenn es Sieger bleibt."

Das Mädchen blickte ernst vor sich hin und dann zu Camilla auf, die mit Spannung eine Antwort erwartete. „Ich werde nie Feinbergs Frau werden," sagte sie nach einer Weile leise und ohne jede leidenschaftliche Betonung, aber auch ohne Schwanken und Unsicherheit, „und ich werde Dich stets lieben. Gott wolle geben, daß ich einst auch die Deine sein kann."

„Es wird von Dir allein abhängen," antwortete er, „ob Du es sein willst."

Sie sah ihn mit einem Blick innigster Liebe an und bewegte sanft schüttelnd den schönen Kopf. „Nicht von mir allein. Mein Herz fühlt sich in seiner Freiheit und wird nie auf sein Recht verzichten, aber zum Altar treten werde ich nicht ohne der Mutter Segen — das kam ich Dir zu sagen. Wenn Du mich liebst, versuche nie, mich dieser Pflicht abwendig zu machen."

„Ich will ja alles daran setzen," versicherte er ein wenig verstimmt, „mir ihre Geneigtheit zu erringen. Wenn sie aber bei ihrem Widerspruch beharren sollte, wenn weder Bitten noch vernünftige Vorstellungen sie bewegen könnten —"

Käthchen legte die Hand auf seinen Arm. „Denken wir's heute nicht aus," bat sie zärtlich. „Du hast ja selbst, wie Du mir schriebst, noch Hoffnung, daß sich alles zum besten wenden werde; halten wir daran fest. Ich will mich durch kein Versprechen binden, gegen das, wie ich jetzt fühle, mein Gewissen aufstehen müßte, und ich will auch nicht im Voraus eine Entscheidung treffen, die Dich kränken könnte, und deren es noch nicht bedarf. Vertraue mir, daß ich nichts sehnlicher wünsche, als mit Dir vereint zu sein, und daß ich mich selbst am tiefsten verletzen müßte, wenn

ich auf dieses Glück verzichtete — Du darfst mir vertrauen."

„Recht so, mein theures Kind!" rief Camilla, sie umarmend. „Xaver ist mein einziger Sohn und — weiß Gott! ich liebe ihn, wie nur eine Mutter lieben kann. Ich halte ihn keiner unedlen That für fähig, und doch —! Wer wie ich einmal gemeint hat, auf einen Felsen zu bauen, und das feste Gestein wie losen Sand zerrinnen sah, der wagt nicht zu trotzigem Eingreifen zu rathen, der mahnt zur Bedachtsamkeit und Pflichttreue. Nein, nein! Nichts Gewaltsames, Xaver, nichts, was Dich und diese reine Seele je gereuen könnte gethan zu haben! Versprich mir das."

„Käthchen versteht Dich nicht, Mutter," verwies er unmuthig, „kann Dich nicht verstehen. Beunruhige sie nicht grundlos."

„Du hast Recht," sagte sie, sich fassend, „Ihr könnt mich nicht verstehen, Ihr wißt nicht, welche Schicksale ich mir selbst bereitet habe, indem ich rücksichtslos meiner Leidenschaft folgte. Ich will Euer Herz nicht beschweren mit meinem Leid, Kinder, will Euren schönen Glauben an einander nicht stören und verwirren, aber die Braut meines Sohnes soll wissen, daß ich empfinde wie sie. Wenn meine Mutter gelebt hätte, wer weiß —" Sie

brachte diese Frage an sich selbst nicht zum Schluß, sondern wandte sich wieder zu Käthchen und drückte einen Kuß auf ihre Stirne. „Lassen wir das, lassen wir das!“ beschwichtigte sie sich selbst. „Es ist alles schon dagewesen, ja, ja! Aber auch das andere ist richtig, daß sich nichts in der Welt wiederholt, nichts genau so ist, als was in ähnlicher Weise vorangegangen.“ Sie reichte ihrem Sohne die Hand über den Tisch. „Du bist der bravste Mensch, Xaver, treu und zuverlässig. Er ist der beste Sohn, liebe Katharina, wahrhaftig, das ist er! Und ein guter Sohn wird auch ein guter Ehemann. Es ist Verlaß auf ihn, das kann ich ihm bezeugen —“

„Mutter!“ unterbrach er halb unwillig über ihr Lob, halb gerührt.

„Ei was!“ rief sie, „Deine Mutter darf's wohl sagen, und Deine Braut darf's wohl hören. Es ist ja auch nur, weil man Dich nicht kennt, daß man Dir im Ambergerschen Hause nicht mit offenen Armen entgegengekommen ist. Aber man wird Dich kennen und schätzen lernen, man wird noch stolz darauf sein, einen berühmten Gelehrten zur Familie zählen zu dürfen; man wird Käthchen beneiden —“

„Nun ist's aber wirklich genug, Mutter!“ fiel

er lachend ein. „Wenn Du so weiter schwärmst, kommen wir vielleicht noch dahin, daß man mich fußfällig um Verzeihung bittet für alle Unbill, die mir aus Unverstand widerfahren. Nein, nein! Daß man mich nicht kennt, ist wirklich das wenigste. Es handelt sich in erster Reihe um materielle Interessen, die unseren Wünschen im Wege stehen, und mein Hauptaugenmerk muß darauf gerichtet sein, diese Hindernisse fortzuräumen. Dann wird man schon Geschmack an mir finden, wenn auch natürlich Frau Barbara Amberger es nie zu dem Enthusiasmus bringen wird, den ich an meiner guten Mama gewohnt bin."

Die schöne Frau nickte freundlich. Das Feuer in ihren dunklen Augen glühte noch immer, aber nicht mehr so verzehrend wie vorhin, sondern mit mildem Glanze. Käthchen konnte kein Auge von ihr lassen. „Haben Sie mich nur ein wenig so lieb wie ihn," sagte sie und heimste wieder einen zärtlichen Kuß ein. „Ja, was kannst Du aber sonst thun," fragte Camilla, als Dich zeigen, wie Du bist? Wenn Du warten willst, bis Deine Schriften und Vorlesungen Dich zum Krösus gemacht haben, wird wohl Deiner Braut Zeit und Weile lang werden."

„Ich will's versuchen, sie auf andere Weise

zu zwingen," antwortete er. „Ich habe so im Herumtasten Fäden aufgefunden, die vielleicht ganz unvermuthet zu freien Aussichten führen, wenn man ihnen nachgeht. In der Wissenschaft stößt man auch mitunter auf so etwas, das für sich selbst nichts zu bedeuten scheint und doch nur in den rechten Zusammenhang mit anderem gebracht sein will, um eine große Entdeckung herbeizuführen."

„Sprich nicht in Räthseln," bat die lebhafte Frau.

„Ich muß vorläufig schon," entschuldigte er, „denn ich bin selbst noch nicht genügend informirt. Aber ich rechne auf die Unterstützung meiner guten Mutter."

„Wie? Auf meine Unterstützung?" fragte sie verwundert. „Ich soll wohl Deinetwegen noch einmal zur Bühne gehen und für Dich ein Vermögen zusammensingen! Ja, mit der Stimme ging's allenfalls noch, aber an mein altes Gesicht glaubt niemand mehr."

„Nicht so," versicherte er. „Du hast in dieser Hinsicht schon das Erstaunlichste geleistet, wenn ich bedenke, was ich gekostet habe. Wir sprechen davon weiter unter vier Augen. Jetzt gilt's vor allem zu berathen, wie ich mit meinem Käthchen

brieflichen Verkehr unterhalten kann, wenn's doch einmal geschieden sein soll. Ich hoffe, meine gestrenge Frau Mama wird dagegen nichts einzuwenden haben, daß wir dem Briefpapier unsere geheimsten Gedanken anvertrauen und uns darauf verlassen, daß das Briefgeheimniß gewährleistet ist."

„Ei, schreiben müssen Brautleute einander doch dürfen," bestätigte sie, „sonst vergrämen sie sich ja um einander ganz und gar."

„Ich wüßte wohl einen sicheren Weg," bemerkte Käthchen, froh über diese wichtige Konzession.

„Schnell, schnell, nenne ihn," bat er, die kleine Hand küssend, die er schon ganz roth gedrückt hatte.

„Lilli Wiesel ist meine liebe Freundin. Ich habe für nöthig erachtet, mich ihr zu entdecken, und glaube auf ihre Verschwiegenheit und Treue rechnen zu dürfen. Ihr verdanken wir es auch, daß ich hier sein kann, ohne zu Hause vermißt zu werden. Meine Mutter wird es ganz natürlich finden, wenn ich von Zeit zu Zeit an sie schreibe und von ihr Briefe empfange, und da wird ja auch wohl jedesmal im Couvert noch ein Blättchen Platz haben, das heimlich eingeschmuggelt und unterschlagen werden kann."

„Vortrefflich!“ rief er. „Aber warum von Zeit zu Zeit? Es wird auch gar nicht auffallen, wenn Ihr beide recht eifrig mit einander korrespondirt. Freundinnen in Eurem Alter pflegen sehr schreiblustig und nie um Stoff verlegen zu sein, das weiß ja jede Mama. Ich kann also diesem Liebesboten vertrauen? So soll mich's nicht verdrießen, der Villa Wiesel auch künftig, wenn Du nicht mehr mein Leitstern bist, einen großen Theil meiner freien Zeit zu schenken. Lilli ist ein sehr liebenswürdiges Mädchen.“

„Bemerkst Du das erst jetzt?“ fragte sie schalkhaft. Er konnte freilich nicht wissen, was sie dabei dachte.

Unter solchen Gesprächen und Berathungen verstrich die Stunde, die Käthchen zur Verfügung hatte, erstaunlich rasch. Sie stand erschreckt auf, als eine Uhr im Nebenzimmer schlug. „Ach Gott, es ist die höchste Zeit!“ sagte sie. „Ich darf Lilli nicht in Verlegenheit bringen. Leben Sie wohl!“ Sie umarmte Camilla und lehnte sich eine Weile an sie.

„Mein gutes Kind!“ wiederholte die freundliche Dame mehrmals und streichelte ihre Schulter. „Ich habe gar nichts zum Essen vorgesetzt, weil ich mir schon denken konnte, daß ich Euch damit

keinen Gefallen thäte. Aber das nächste Mal, wenn Sie mich besuchen, will ich Sie nach Gebühr aufnehmen."

„Mit Limonade und Kuchen," spöttelte Xaver.

„Wenn Käthchen dabei ist, wirst Du auch davon satt werden," meinte sie. „Nun aber werde ich Euch eine ganze Minute lang den Rücken zukehren, Kinder! Benutzt sie, wie Ihr wollt, ich sehe nichts." Sie ging zum Fenster und schaute auf die Straße hinaus.

Xaver verstand sie. Er umfaßte sein Käthchen, zog die leichte Gestalt fest an sich und küßte mit einem langen, langen Kuß den schönen Mund, der sich dem seinigen nicht entzog. „In alle Ewigkeit!" sagte er, und ein thränenfeuchter und doch freudestrahlender Blick antwortete: „Amen."

„Und nun fort!" mahnte Frau Camilla. Sie nahm Käthchens Arm und begleitete sie hinaus. „Du bleibst hübsch im Zimmer," verwies sie den Professor, der folgen wollte. „Ich denke, Du hast Deinen Theil."

Er fügte sich in Geduld. —

An dem Abend desselben Tages passirte auf der Villa etwas ganz Außerordentliches. Mr. Fairfax mußte wohl guten Grund gehabt haben,

eine Liebeserklärung nicht mehr für ein zu großes Wagniß zu halten. So viel ist gewiß, daß er mit Lilli Hand in Hand in den Pavillon trat und um den Segen der „überraschten“ Eltern bat. „Siehst Du,“ flüsterte Lilli Käthchen zu, „nun bin ich doch auch Braut!“

XV.

Es kostete Frau Barbara Amberger viel Ueberwindung, sich zur Reise zu entschließen. Eigentlich nicht, sich zu entschließen, sondern den Entschluß zur Ausführung zu bringen; denn was die mütterliche Pflicht gebot, war ihr sofort klar gewesen, aber die Bequemlichkeit, die ihr zur anderen Natur geworden war, wie man zu sagen pflegt, machte eine Trennung von der wohleingerichteten Häuslichkeit nicht ganz leicht. Sie hatte erst die Absicht gehabt, dem Professor womöglich zuvorzukommen und ihm Katharina zu entführen, ehe er sie wieder sehen und sprechen könnte. Aber so schnell ließen sich doch die Vorbereitungen zu einem längeren Ausfluge nicht treffen, und es mußte daher der Brief vorausgeschickt werden. Und dann schien es ja auf den Tag nicht mehr so sehr anzukommen; sie wollte zur Reise gehörig eingerichtet sein und verschob die Abfahrt von einem Tage zum andern.

Sie hatte über die Angelegenheit mit Moritz gesprochen und denselben äußerst verstimmt und verdrießlich gefunden. Eigentlich hatte er alle ihre Gründe gegen die Partie in fast kränkender Weise fortgespöttelt und über den Professor so gesprochen, daß man danach zu der Annahme berechtigt gewesen wäre, er könne sich gar keinen lieberen Schwager denken; und doch hatte er wieder versichert, die Sache sei schon durch ihn selbst gänzlich abgethan, und der unliebsame Bewerber werde nicht wiederkommen, ohne doch mit der Sprache herauszugehen, was er denn gegen ihn habe. Natürlich! er wußte ja sehr gut, daß sein eigenes Projekt bei der Mama nicht auf geringeren Widerspruch stoßen werde. Die Zeit schien ihm noch nicht gekommen, damit offen vorzurücken. Aber es war doch nicht das allein, was ihn mürrisch und verschlossen machte. Die Unterredung mit Schönrade unter vier Augen brachte eine Nachwirkung, die er sich ganz vergeblich bemühte zu verkleinern. Es hatte ihm einmal einer dreist die Wahrheit gesagt, und dieser eine war nicht irgend wer, sondern ein Mann, den er achten mußte und der ihn übersah, und was noch übler war: er hatte Recht. Der Professor hatte Recht! Da half gar kein Bemänteln und Vertuschen; er handelte schlecht gegen

seine einzige Schwester, die er doch brüderlich liebte, und er handelte schlecht gegen sich selbst, während er egoistisch gerade sich zu dienen gemeint hatte.

Es war ihm keineswegs entgangen gewesen, daß vieles in seinem Verhältniß zu den Feinbergs und zu Sidonie nicht in Ordnung, aber er hatte absichtlich die Augen halb geschlossen, um nicht sehen zu dürfen, um sich selbst so lange als möglich zu betrügen. Nun half dieses Versteckenspielen nichts mehr, er mußte sehen, was so auf der Oberfläche lag, daß ein Fremder es nach ganz kurzer Beobachtung heraus fand: Ignaz Feinberg behandelte ihn wie einen Unmündigen, nutzte ihn aus und ließ sich nicht von ihm in die Karten blicken; Otto Feinberg war ein recht roher Bursche, der sich zu Geschäften gebrauchen ließ, die selbst seinem Bruder nicht ganz sauber erschienen, und dessen Vergnügungen einen hohen Grad von Gleichgültigkeit gegen das Gefühl von Selbstachtung dokumentirten, und Sidonie hielt es nicht für nöthig, sich aus Rücksicht für ihn irgend welche Schranken aufzulegen, sie litt ihn nur, so lange er ihr erlaubte, ihn als gar nicht vorhanden anzusehen. Das konnte ihn wüthend machen, wenn er es sich deutlich vorstellte. Er hatte sich ernstlich vorgenommen, „dem übermüthigen Volk einmal

zu zeigen, wer er sei," und dann auch wirklich bei nächster Gelegenheit von dem Chef des Hauses Feinberg Einblick in gewisse Rechnungen verlangt und Sidonie wegen ihres beleidigenden Benehmens gegen ihn zur Rede gestellt, aber er war hier und dort damit übel angekommen und hatte zu seiner tiefsten Beschämung den Rückzug nehmen müssen, weil er ja doch nicht wagen konnte, einen Bruch zu provoziren. Seitdem schmollte er, und dabei kam er sich selbst so lächerlich vor, daß er am liebsten aus der Haut hätte fahren mögen.

Dazu war noch ein Brief von Philipp eingetroffen, der ihm in seiner jetzigen Lage sehr unbequem erscheinen mußte; Philipp, sonst der bescheidenste und bedürfnißloseste Mensch — selbst seine Steckenpferde waren nicht zu theuer, wenn er seinen eigenen Aufwand dagegen hielt — forderte plötzlich nicht unerhebliche Summen und hatte glattweg Wechsel gezogen, die sie flüssig machen sollten. Er schrieb von Einkäufen und Bestellungen, die in die Tausende gingen, von einem vollständigen Wandgetäfel, das er ausbrechen und nach Hause schicken wolle, und dergleichen „Unsinn" mehr. Philipp konnte glauben, sich diesen Luxus erlauben zu dürfen, ohne sein Conto übermäßig zu belasten; aber Moritz hatte alle

Mittel der Handlung bereits engagirt und disponirte über diese Beträge nicht mehr, ohne Feinberg zuzuziehen. Ohne Zweifel erhielt er dessen Unterschrift, aber schon die Nöthigung, ihn darum angehen zu müssen, war ihm fatal. Er hatte sich nie so unselbständig und abhängig gefühlt.

Einige Tage nach des Professors Abreise überraschte ihn Madame Feinberg durch die Anzeige, daß sie mit ihrer Tochter nach Berlin reisen und sich dort einige Zeit aufhalten werde. Jetzt im Sommer? Das mußte auffallen. Gegen eine Badereise hätte sich nichts einwenden lassen, aber in der todten Saison nach der großen Stadt — er bat sich eine Erklärung darüber aus. „Ich liebe nun einmal das Ungewöhnliche," antwortete Sidonie mit spöttischem Achselzucken; „im Herbst und Winter kann jeder Narr sich in Berlin amüsiren, ich will einmal sehen, wie eine große Stadt sich ausnimmt, die bei sich nicht zu Hause ist. Ich will das Fräulein aus der Provinz spielen, das Merkwürdigkeiten zu beschauen kommt, in den Schlössern herumläuft, die Museen mit dem Katalog in der Hand durchwandert, das Aquarium und den zoologischen Garten der seltenen Thiere wegen besucht und den Droschkenkutschern etwas zu verdienen gibt. Warum sollte ich nicht? Ich

bin so oft in Berlin gewesen und habe von alledem so gut wie nichts gesehen." Moritz hielt es für sehr überflüssig, sich darüber in einen Disput einzulassen. Was er dachte, konnte und mochte er ja doch nicht sagen. Aber für sein Leben gern hätte er jetzt ausgeplaudert, daß der Professor heimlich mit seiner Schwester Katharina verlobt sei. Das hätte Gesichter gegeben! Das wäre eine Vergeltung für alle die erlittene Unbill gewesen! Den Trumpf hätte man für voll annehmen müssen! Er dachte an Käthchen und schluckte seinen Aerger hinunter.

Madame Amberger glaubte ihren Augen nicht trauen zu dürfen, als sie auf dem Perron des Bahnhofes die Feinbergschen Damen vor einem offenen Coupé stehen sah in Toiletten, die ihre Absicht, beim Läuten der Glocke einzusteigen, unzweifelhaft erscheinen ließen. Sie hatte den Abschiedsbesuch nicht versäumt, dabei aber von diesem Vorhaben nicht das mindeste erfahren. „Ein ganz plötzlicher Entschluß, meine Liebe," entschuldigte Madame Feinberg, „meine Sidonie liebt nicht lange Vorbereitungen."

„Vielleicht wird auch Moritz überrascht?" fragte Frau Barbara etwas spitz.

„Er ist von unserer Abreise in Kenntniß gesetzt

und wird hoffentlich nicht so unartig sein, uns ohne Abschied fahren zu lassen. Dort kommt er eben — ziemlich spät, will mir scheinen. Er hat es überhaupt in letzter Zeit manchmal recht auffallend an der nöthigen Aufmerksamkeit fehlen lassen; es ist gut, daß Sidonie sich ihm für einige Zeit entzieht. Wollen Sie einsteigen, meine Liebe? Wir haben das ganze Coupé genommen, um uns die Gesellschaft aussuchen zu können. Bitte...“

„Ich danke!“ antwortete Frau Amberger recht frostig; „ich will nicht geniren und habe mein Billet schon gelöst.“ Sie gab dem Diener einen Wink, das Handgepäck weiter die Wagenreihe hinauf zu tragen.

„In Berlin sehen wir uns gewiß,“ rief Frau Feinberg ihr nach, und Sidonie stieg ein, als Moritz sich näherte.

Er bemerkte es, grüßte und ging vorbei seiner Mutter nach. Erst als er dieselbe gut untergebracht wußte und schon das Signal zur Abfahrt gegeben wurde, kehrte er zurück und sprach einige gleichgültige Worte zu seiner künftigen Schwiegermama durch das Fenster. Sidonie hatte sich in eine Ecke gelehnt und beschäftigte sich damit, ihren Vorrath von kleinen Cigaretten zu prüfen und eine davon zu wählen. Sie nickte flüchtig mit

dem Kopf, als Moritz ihr etwas förmlich Adieu sagte. „Vergiß mir doch nicht, den Professor Schönrade zu grüßen,“ konnte er sich nicht enthalten, ins Coupé hineinzurufen, als der Zug sich schon in Bewegung setzte.

Es geschah dann zufällig auch an demselben Vormittage, daß Madame Amberger und Madame Feinberg nebst Tochter auf der Villa des Kommerzienrath Wiesel ihren Besuch abstatteten. Die Kommerzienräthin empfing die lieben Gäste mit allen den gewählten Redensarten, die in solchen Fällen üblich sind, und bedauerte nur, ihnen nicht bei sich im Hause Quartier anbieten zu können. Ein überraschendes Familienereigniß habe alles in leicht begreifliche Unruhe versetzt — Lilli sei Braut. Mr. Fairfax wurde vorgestellt und beglückwünscht, Lilli noch einmal geküßt. Das junge Brautpaar war natürlich alleiniger Gegenstand der Beobachtung und des Gesprächs. Käthchen durfte sich im Hintergrunde halten, was ihrer Stimmung sehr erwünscht war.

Sie hatte sich nie zu Sidonie hingezogen gefühlt. In dieser Hinsicht durchaus nicht von ihrer Mutter beeinflußt, die es nicht für taktvoll hielt, ihres Sohnes Braut, so wenig sie ihr zusagte, einer lauten Kritik zu unterwerfen, war sie doch

schon nach der flüchtigsten Bekanntschaft dahinter gekommen, daß im Verkehr mit der künftigen Schwägerin die größte Vorsicht geboten sei. Sie konnte ihrem emanzipationssüchtigen Wesen keinen Geschmack abgewinnen, fand ihr Kokettiren garstig und hielt sie für unaufrichtig, wenn nicht geradezu für falsch. Es war eine ganz überflüssige Sorge ihrer Mutter gewesen, sie zu entfernen, um sie vor dem schlechten Beispiel zu hüten; sie fand in sich nichts Anklingendes, was ihr eine freundschaftliche Annäherung hätte wünschenswerth erscheinen lassen können. Sidonie selbst warf sich ihr erst mit affektirter Leidenschaftlichkeit in die Arme, um sie dann schnell wieder fallen zu lassen; nur der unverkennbare Zug von Vornehmheit in Käthchens ganzem Benehmen hinderte sie, ihre Spottlust an ihr zu üben. Seitdem behandelten die beiden jungen Damen einander mit so viel Höflichkeit, als das durch Moritz gegebene Verhältniß erforderlich machte, wußten sich aber gänzlich frei von engeren Beziehungen.

Der Austausch einiger Worte war bei dem jetzigen Begegnen am fremden Ort unvermeidlich. „Ein junges Brautpaar ist doch entsetzlich langweilig,“ begann Sidonie ein Gespräch, indem sie

sich zu ihr setzte. „Sie werden froh sein, ihm nicht Gesellschaft leisten zu dürfen."

„Ich bin gern für mich," antwortete Käthchen, „und da stört mich ein glückliches Brautpaar gerade am wenigsten. Ich freue mich, daß Lillis Wahl ganz nach dem Herzen ihrer lieben Eltern ist und sie selbst befriedigt."

Sidonie seufzte. „Ach, daß sie ewig grünen bliebe...! Ich denke mir das Leben in England recht langweilig."

„Es scheint mir überall so viel Gehalt zu haben, als man hineinlegt."

„O, Sie Philosophin! Haben Sie diese Weisheit in Berlin gelernt?"

„Man kann sie, denke ich, überall finden." Sie brach von diesem Thema ab, zu dem ihr Sidonie nicht ernst genug zu sein schien. „Beabsichtigen Sie, sich in Berlin aufzuhalten?" fragte sie, um doch etwas zu fragen.

„Ich will sehen, ob ich in dem klugen Berlin nicht auch für mich etwas zu lernen finde," antwortete Sidonie anknüpfend. „Ich habe kürzlich Gelegenheit gehabt zu bemerken, daß ich in manchen wissenswerthen Dingen noch recht dumm bin. Einige Privatissima können mir nicht schaden."

„Wie verstehen Sie das?"

„Wie ich das verstehe! Ja, genau so, wie ich es sage. Kürzlich verirrte sich ein sehr gelehrter Professor zu uns — ach! Sie müssen ihn ja auch kennen, da er hier aus- und eingeht — Professor Schönrade…“

Käthchen fühlte es wie einen Stich ins Herz; ihr fiel sofort die abendliche Fahrt auf dem Mühlenteich ein, von der Xaver berichtet hatte. Sie wurde in einer Sekunde bleich und wieder roth. Weshalb es ihr so widerwärtig war, gerade Sidonie über ihn sprechen zu hören, hätte sie sich selbst nicht sagen können; aber am liebsten wäre sie aufgestanden und fortgegangen, um das Gespräch zu beenden.

Sidonie bemerkte die Veränderung. „Ach!“ sagte sie, „er scheint Ihnen gar nicht gleichgültig zu sein. Kein Wunder! Er ist der interessanteste Mann, den ich bisher kennen gelernt habe, und ich leugne gar nicht, daß er bei meinem Entschluß, einige Wochen hier zuzubringen, betheiligt ist. Er läßt sich ja dazu herbei, junge Damen in die Geheimnisse seiner Wissenschaft einzuweihen und wird in mir eine lernbegierige Schülerin finden, wenn er sein Licht über mir leuchten lassen will.“

„Er ist, so viel ich weiß, zur Zeit durch Facharbeiten besonders stark in Anspruch genommen,“

suchte Käthchen abzulenken. „Ich erinnere mich, daß er vor wenigen Tagen hier ankündigte, seine Besuche müßten aus diesem Grunde seltener werden. Ich glaube nicht, daß es ihm lieb sein kann, sich zu zerstreuen... Sie sollten darauf Rücksicht nehmen, Sidonie."

Das Fräulein tupfte ihr mit dem Elfenbeinknopf des Sonnenschirms, der in fortwährender Bewegung war, leicht auf die Schulter. „Wie besorgt Sie um den armen Professor sind! Aber ich weiß es besser. Diesen Herren Gelehrten kann nichts Günstigeres kommen, als eine sanfte Nöthigung, einmal die Bücher zuzuklappen und sich in Damengesellschaft der Welt zu zeigen. O, der Professor ist eigentlich ein Lebemann, in wie ernste Falten er auch seine Stirn auf dem Katheder vor den Studenten zu ziehen für gut befinden mag — wer nicht mit ihm zusammen bei Tisch gesessen hat, kennt ihn gar nicht. Ich werde ihn schon aus seiner Höhle locken — er muß täglich mit uns essen, spazieren fahren, die lustigsten Vergnügungslokale besuchen. Dabei wird Zeit genug bleiben zu tiefsinnigen Erörterungen über die Veränderungen der Erdrinde, auf der wir wandeln, und über die Natur der Fixsterne, die uns in

schönen Sommernächten leuchten. Es wird prächtig sein!"

Sidonie würde wahrscheinlich ungefähr ebenso gesprochen haben, wenn sie geahnt hätte, wie wehe sie ihrer Schwägerin that; nun konnte Käthchen sie nicht einmal der Bosheit beschuldigen und dadurch ihre Pein mildern. Was war denn vorgegangen, das sie berechtigte, so von Schönrade zu sprechen, sich solchen Erwartungen hinzugeben? Sie stutzte einen Moment; konnte Xaver sich haben blenden lassen und leichtfertig Hoffnungen . . .? Ach, Thorheit, es war unmöglich. Sie kannte ja Sidonie, sie war ja oft genug Zeuge gewesen, wie sie jede neue Erscheinung an sich heranzog, um ihre Künste spielen zu lassen. Xaver war gewiß ganz unschuldig. Aber wenn auch! Soviel blieb doch gewiß, daß Sidonie Gefallen an ihm gefunden hatte, daß sie seinetwegen her kam, daß sie kein Mittel unversucht lassen werde, ihn in ihre Netze zu verstricken, mochte sie nun die Absicht haben, ihn darin zu halten oder nicht, daß der Professor sich oft und viel in ihrer Gesellschaft bewegen werde, und daß sie selbst unterdessen fern von ihm mit ihrer Mutter umherreisen müsse, um sich ihm zu entfremden. War Sidonie eine Gefahr für sie? Vielleicht doch! Es gab Leute, die von

ihrer Schönheit schwärmten, die ihre auffallende Toilette als sehr geschmackvoll bewunderten, die ihr kokettes Wesen sehr pikant fanden, von ihrem Witz sprachen, ihre Unterhaltung suchten und von ihrem Reichthum eine große Meinung hatten. Xaver freilich —? Wie hätte er Käthchen lieben können, wenn er ihren geraden Gegensatz eben so anziehend erachtete? Nein, Sidonie war keine Gefahr. Aber eine stete Drohung blieb sie doch. So früh schon eine solche Prüfung ihres Herzens!

Madame Feinberg hatte sich erhoben und mahnte zum Aufbruch. Sidonie war ganz einverstanden, den Wagen nicht länger warten zu lassen, Käthchen unterhielt sie schlecht, und ihre Gedanken waren anderswo. Die Damen mußten versprechen, sich recht oft in der Villa zu zeigen. Kaum hatten sie das Gitter erreicht, als die Kommerzienräthin ihnen schon einige kritische Bemerkungen nachschickte, die auch durch das freundliche Kopfnicken, mit dem sie die Abfahrenden aus der Entfernung nochmals verabschiedete, keine Unterbrechung erlitten. „Die Feinberg ist eine liebe Frau,“ sagte sie, „wenn sie nur ein wenig mehr Bildung hätte. Aber man hört immer dieselben Redensarten, und wenn sie einmal ein Urtheil äußert, kommt es gewiß schief zum Vorschein. Sie

ist gutherzig, aber gegen ihre Tochter geradezu schwach. Ich glaube, Sidonie dominirt förmlich im Hause, alles, was sie sagt, gilt für ein Orakel. Wie kann man sein Kind so verziehen? Man glaubt auch gar nicht, ein junges Mädchen vor sich zu haben, sondern eine vielerfahrene Weltdame. Ich möchte nicht zulassen, daß Lilli sich so kleidete. Man merkt wohl, Sidonie will Aufsehen erregen. Es ist nur ein Glück, daß sie reich ist; ihr Mann würde sonst einen schweren Stand haben."

Frau Barbara Amberger hätte jedes ihrer Worte unterschreiben können, aber sie antwortete nur mit einem halbunterdrückten Seufzer und einem bekümmerten Gesicht. Die Kommerzienräthin wußte diese stumme Zustimmung zu würdigen und begann nun Käthchens Lob zu posaunen. „Das liebe, gute, bescheidene, einfache, anspruchslose, heitere und immer gut gelaunte Kind" hätte ihr ganzes Herz erobert, und die Freundschaft mit Lilli sei für die Ewigkeit befestigt. Sie könne noch immer nicht recht glauben, daß der liebe Gast ihnen so bald entführt werden solle.

Frau Amberger wäre für diese enthusiastische Anerkennung empfänglicher gewesen, wenn sie nicht gewußt hätte, was die Räthin zu ihrer großen

Beruhigung nicht wußte, daß ihr sittsames Töchterchen ganz im Geheimen einen Liebeshandel eingegangen war und die schwersten Vorwürfe verdiente, die freilich noch aufgespart werden mußten, bis man sich unter vier Augen sprechen könnte. Sie wollte Käthchen sofort nach dem Hotel mitnehmen und schon zur Nacht weiterreisen. Aber damit stieß sie auf den entschiedensten Widerspruch der Wirthin. An eine so schnelle Trennung dürfe gar nicht gedacht werden, wenn sie nicht ernstlich böse werden solle; es sei im Werke, morgen oder übermorgen Lillis Verlobung in großer Gesellschaft zu feiern, so gut sie sich in dieser ungünstigen Zeit zusammenbringen lassen. Käthchen, die beste Freundin der Braut, die früheste Mitwisserin ihrer Herzensgeheimnisse, dürfe dabei auf keinen Fall fehlen, Lilli würde sonst der ganze Abend verdorben werden. Das bestätigte Lilli natürlich sehr lebhaft, und Mr. Fairfax schloß sich ihren Bitten an. Frau Amberger, so schwer es ihr wurde, mußte nachgeben und sogar zulassen, daß Käthchen bis nach dem Fest ihr Stübchen oben behielt. Nun verstand es sich denn auch von selbst, daß die Mama die Villa als ihr eigentliches Logis ansah und nur im Gasthause nächtigte. Man wollte ein paar recht frohe Tage miteinander

verleben und so lustig als möglich abschließen. „Ich hoffe meinen guten Mann zu bewegen," schloß die Räthin, „nach dem Verlobungsfest uns meiner angegriffenen Gesundheit wegen endlich nach Wiesbaden zu bringen. Sie sollten uns dahin begleiten, meine Beste, und vor den Anstrengungen einer längeren Reise — nach Italien, nicht wahr —? auch etwas zu Ihrer Stärkung thun. Wir haben dort ein ganzes Haus gemiethet und treten Ihnen gern einige Zimmer ab." Frau Barbara dankte verbindlichst, meinte aber, ihre Abwesenheit von Hause nicht verlängern zu dürfen.

Käthchen hörte von der Uebersiedelung nach Wiesbaden sehr ungern. Der schöne Plan, durch Lilli den Briefwechsel mit Xaver vermitteln zu lassen, erhielt dadurch einen Riß. Vielleicht konnte er nicht einmal durch einen Brief an sie erinnert werden, während Sidonie ihn täglich sah und sprach. Ihre Stimmung war sehr gedrückt und ihr Herz beklommen; der Festivität wäre sie gern aus dem Wege gegangen.

Am Tage nach dem Zusammentreffen mit Katharina besuchte Professor Schönrade seine Mutter wieder und fand sie in vorzüglich guter Laune. Das liebe und schöne Mädchen hatte auf sie den besten Eindruck gemacht, und gleich ihre ersten

Worte bei der Begrüßung bestätigten dies. „Ich kann nicht glauben, daß Madame Amberger ihre Opposition lange fortsetzen wird,“ sagte sie tröstend, „sie gibt sicher nach, sobald sie sieht, daß Käthchens Neigung ernst ist.“

„Sie handelt am Ende doch, wie eine kluge Mutter handeln muß,“ erwiderte er. „Sie kennt mich nicht, wie Du mich kennst, und darf wohl zweifeln, ob Käthchen mit aller Vorsicht die Fragen erörtert hat, die ihr natürlich sehr wichtig erscheinen. Wär's aber nur das, so könnte man ohne Sorge in die Zukunft schauen: die Zeit würde diesen Mangel ganz von selbst ausgleichen. Leider sind aber auch tiefeingewurzelte Vorurtheile zu überwinden, über die sich freilich von unserm Standpunkt aus leicht absprechen läßt und die sich doch um unsere Meinung gar nicht kümmern werden, so gut dieselbe motivirt sein mag. Die Amberger sind eine alte Patrizierfamilie, und die Frau ist stolz darauf, ihr anzugehören.“

„Ich denke, die Bellarota werden nicht jüngern Ursprungs sein,“ bemerkte Camilla, sich hoch aufrichtend und in die Brust werfend.

„Es kann sein,“ sagte er, den Kopf in die Schultern duckend, „aber Du weißt wohl, daß uns die Mittel fehlen die Welt davon zu überzeugen.“

„O, es ist gewiß,“ rief sie, „mein Vater war keiner Unwahrheit fähig, und er hat mir wiederholt von dem alten Adel unserer Familie gesprochen. Du ehrst Deinen Großvater schlecht, wenn Du seine Versicherungen anzweifelst.“

„Mein guter Glaube ändert in der Sache selbst nichts,“ erwiderte er ruhig. „Zudem hat es für mich, wie Du zugeben wirst, etwas sehr Mißliches, mich auf meine Verwandtschaft von Mutterseite zu berufen, zumal mein Name —“

Ihr Gesicht verfinsterte sich. „Du hast das beste Recht, Deines Vaters Namen zu führen,“ sagte sie, „und Deines Vaters Name klingt gut genug, um Frau Barbara Amberger zu befriedigen. Ich aber mag ihn nicht hören — ich nicht!“

Er antwortete nicht sogleich, sondern ließ ihr Zeit, sich mit dem Gedanken vertraut zu machen, daß zwischen ihnen beiden jetzt kein Geheimniß mehr bestehen dürfe. Dann nahm er ihre Hand und streichelte sie, als ob er sie bitten wollte, recht sanft zu sein, und dann sagte er: „Mutter, ich habe stets Deinen Willen geehrt, gewissen auf Deine Ehe und meine Geburt bezüglichen Dingen nicht nachzufragen. Ein Zufall hat mich kürzlich von allem unterrichtet, was ich zu wissen nöthig

habe. Es wird nur Deiner einfachen Bestätigung gewisser Thatsachen bedürfen —"

„Ein Zufall — ein Zufall?" unterbrach sie, gespannt aufmerkend. Ihre Stirn war feucht geworden von nervöser Aufregung.

Er berichtete von seinem Spaziergange nach der Höneburg und von allen seinen Erlebnissen in der Ruine, genau der Wahrheit gemäß und immer nur das Thatsächliche aneinander reihend. „Ist es so gewesen, Mutter?" fragte er.

„Es ist so gewesen," antwortete sie mit fester Stimme. „Und Dein Urtheil, Xaver?"

„Erspare mir's Mutter!"

„Und Dein Urtheil? That ich Recht? Oder beraubte ich Dich, wenn ich Dir einen Namen nahm, an den ich nur mit Schmerz und Reue denken konnte? Nein, mein Sohn, ich that, was die Mutterliebe gebot. Du solltest mein ganzes Herz ausfüllen, und ich hätte Dir nicht sein können, was ich Dir sein wollte und sein mußte, wenn Du mich täglich und stündlich an jenen Unwürwürdigen erinnertest —"

„Mutter," unterbrach er sehr ernst, „Du sprichst von meinem Vater, mäßige Dich —!"

„O, ich habe ihn geliebt," rief sie, und ihre Augen sprühten Feuer, „ich habe ihn geliebt, wie

nur ein Weib lieben kann, und er hat mich verrathen. Ich bin wohl befugt, über ihn zu Gericht zu sitzen und ihn zu verdammen."

„Ich weiß ja, was Du gelitten hast," sagte er begütigend, „und will Deinen Empfindungen keinen Zwang anthun, ich will auch meinen Vater vor Dir nicht zu entschuldigen suchen, denn er hat Dich schwer gekränkt, in Deinen heiligsten Gefühlen verletzt, aber vergiß auch nicht —"

„Du hast aus jenen Briefschaften, die besser verbrannt worden wären, viel über meine Schicksale erfahren," fiel sie leidenschaftlich ein, „aber sie konnten Dir noch nicht alles sagen. Du weißt, daß wir glücklich waren und daß er dieses Glück zerstörte, als es die Hoffnung ausschloß, einen neugewonnenen Besitz seinem Namen erhalten zu können; aber Du weißt nicht, was vorangegangen war, uns dieses Glück zu sichern, das uns für die Ewigkeit werth schien; wie wir selbst Menschenglück zertraten, um darüber hinweg — Nein! nichts weiter davon, nichts weiter! Ich will Dich nicht gegen Deine Mutter aufbringen, mein Sohn, und ich habe gebüßt, was meine Leichtgläubigkeit verschuldet hat — wahrhaftig! ich habe gebüßt."

Xaver setzte sich zu ihr und legte den Arm um ihre Schulter. „Ist es denn so schwer zu

vergeben?“ fragte er milde. „Muß denn, was sich geliebt hat, so in Haß enden? Und warum soll ich hassen, was ich nie geliebt habe, was mir bis vor kurzem ganz gleichgültig gewesen ist? Verlange von mir nichts Unnatürliches, Mutter; vergiß nicht, daß Deine Empfindungen nicht die meinigen sein können, wenn ich jenem Manne gegenübertrete, der mein Vater ist, dessen Verirrungen ich nicht zu richten berufen bin, und an Dem Du Dich rächtest, indem Du ihm ein Kind entzogst, das er, wenn seine Briefe nicht lügen, zärtlich liebte. Diese Urkunde, die mir seinen ganzen damaligen freien Besitz abtrat, kann doch wohl auch als ein Zeugniß dafür gelten.“

Die Augen der stolzen Frau hefteten sich mit dem schmerzlichsten Ausdruck auf ihn. „Du denkst doch nicht daran, Xaver,“ sagte sie mit ängstlich verhaltenem Ton, „ihn — Deinen Vater — aufzusuchen —?“

Er fühlte, daß seine Hand auf ihrer Schulter zitterte, daß sein Herz leise bebte, wie vor einer nahen Gefahr. Er wußte, daß er in diesem Moment seine geliebte Mutter unendlich hätte beglücken können, wenn er sich an ihre Brust geworfen und ihr zugerufen hätte: „nie, nie, ich will ihn nicht kennen, ich will seinen Namen nicht mehr

nennen!“ Aber es widerstand ihm, sich so ihrem Hasse gefangen zu geben, aus Schonung für die Leidende unwahr gegen sich selbst zu sein, gleichsam ein Schauspiel mit vorgeschriebener Rolle aufzuführen. Alles, wozu er sich verstehen konnte, war der Versuch, das Gefühl gar nicht betheiligt erscheinen zu lassen und die Angelegenheit nur von der praktischen Seite zu fassen. „Ich habe allerdings aus leicht erklärlichen Gründen daran denken müssen, mich dem Grafen Gleichenau vorzustellen,“ sagte er möglichst ruhig, „um mir durch ihn mein Recht auf das Wappen der Freiherrn von Höneburg und auf deren alten Besitz anerkennen zu lassen. Welchen Gebrauch ich künftig davon mache, steht bei mir, daß mir aber diese, an sich vielleicht unschwer entbehrlichen Güter in meiner jetzigen Lage großen Werth haben können, wird Dir nicht entgehen, Mutter. Frau Barbara Amberger wird den Freiherrn von Höneburg, der um ihrer Tochter Hand wirbt, nicht abweisen.“

Camillas hohe Gestalt sank matt in sich selbst zusammen. „So opferst Du die Ehre Deiner Mutter,“ sprach sie düster vor sich hin. Es klang nicht wie ein Vorwurf, es klang nur wie eine Klage; sie wußte, daß ihr weiterer Widerspruch doch unbeachtet bleiben würde.

Der Professor stand auf und durchschritt den Salon, bald hier, bald dort stehen bleibend und dann wieder seinen Gang fortsetzend. Es that ihm selbst weh, seiner Mutter diesen Schmerz bereiten zu müssen; er hatte es, ehe er zu ihr ging, tausendmal mit sich berathen, ob darüber hinwegzukommen sei, aber es war ihm immer das Richtigste erschienen, offen, ganz offen gegen sie zu verfahren und auch dieser schweren Stunde ihr Recht zu lassen. Nun wußte sie, was er beabsichtigte, konnte dazu Stellung nehmen. Er zählte nicht auf ihre Zustimmung, aber auch wenn sie ihren ganzen Einfluß aufwendete, ihn von seinem Entschluß abzubringen, konnte er mit größerer Ruhe thun, was er für seine Pflicht hielt, als wenn er heimlich handelte und sie wohlmeinend hinterging. Daß sie nun nicht stürmisch aufbrauste, nicht mit allen Machtmitteln gegen ihn opponirte, schien ihm ein gutes Zeichen, daß sie der Vernunft Gehör geben und sich nicht allein von ihrem Gefühl leiten lassen wolle. Dadurch sehr erleichtert, trat er endlich wieder an sie heran und sagte sanft: „Wir kennen einander, Mutter! Du wirst mir das Vertrauen schenken, daß ich's nicht übers Herz bringen würde, irgend etwas zu unternehmen oder zu concediren, was Dein Ehrgefühl verletzen

könnte, so reizbar es ist. Ich darf mehr versprechen, Mutter; es soll von meiner Seite nichts geschehen, was Dich zu hindern vermöchte, weniger stolz als bisher Deinen eigenen Weg zu gehen. Nur für mich selbst will ich sprechen und handeln, und mein eigener Stolz, der freilich andere Wurzeln hat, wird mich davor bewahren, unter den Menschen hinabzusinken, der Dir seine Erziehung verdankt."

Sie seufzte und sah zu ihm auf mit einem Gesicht, das ihm jetzt zum ersten Mal so alt erschien, wie ihre Lebensjahre es voraussetzten. Es war sonst seine Freude gewesen, sie nicht altern zu sehen, und das erschreckte ihn nun. Sie reichte ihm die Hand und sagte mit müder Stimme: „Es ist nicht leicht, geduldig einzuwilligen, daß unsre Rechnung durchstrichen wird, wenn jede Zahl ihr gutes Recht hatte. Mein Stolz ist gebrochen. Dem Sohne gegenüber bin ich ein schwaches Weib, das nicht einmal um Schonung zu bitten wagt. Thu, wozu Dein Herz Dich treibt, ich — verzeihe Dir."

Er küßte diese Hand, die so matt und kalt in der seinigen lag, wieder und wieder. Camilla erhob sich; sie schien seine Entfernung zu wünschen, um mit sich allein durchzukämpfen, was nicht mehr abzuweisen war. Er verstand ihren stummen Wink und ging.

XVI.

Zu Hause angelangt, fand er auf seinem Schreibtisch zwei zierliche Briefchen vor. Das erste enthielt eine Einladung zu dem Verlobungsfeste, das der Kommerzienrath Wiesel seiner Tochter zu geben gedachte. Ob Käthchen dabei sein würde? Es war eher in großer Gesellschaft, als im Familienkreise möglich, sie unbemerkt zu sprechen. Die Einladung erfreute ihn.

Die Aufschrift auf dem zweiten Couvert von rosa Farbe mit gepreßten Rändern war von unbekannter Hand — offenbar von einer Frauenhand. Noch ganz mit seinen Gedanken an Käthchen beschäftigt, öffnete er es ohne jede Neugierde. Es lag statt eines Briefbogens eine Visitenkarte darin. Frau Feinberg gab sich darauf die Ehre, ihm unter ihrem Namen mit Bleifeder anzuzeigen, daß sie mit ihrer Tochter in Berlin eingetroffen sei und auf seine Begleitung beim Besuch der Sehens-

würdigkeiten zu hoffen wage. Neben dem Datum war das Hotel notirt, in dem sie logirte. Auf der Rückseite fand sich von anderer Hand: „Wir erwarten den Herrn Professor sehnsüchtig. Lassen Sie sich erbitten, und haben Sie einmal Zeit — viel Zeit. — S."

Er betrachtete die Karte mit ganz eigenem Lächeln — nicht mit dem selbstgefälligen Lächeln eines geschmeichelten, sondern mit dem überlegenen und ein wenig boshaften eines Satirenschreibers. Es war ihm auf den ersten Blick gewiß, daß Sidonie seinetwegen kam; aber seine Eitelkeit wurde dadurch nicht im mindesten gereizt; er hatte nur das Gefühl, daß ihm etwas recht Unangenehmes begegne, wenn er an sich selbst dachte, gerade jetzt, wo sich wahrlich seine persönlichen Angelegenheiten schon ohnedies genügend komplizirten. Er war sonst durchaus nicht das, was man einen höflichen Mann nennt: oft genug war es ihm passirt, daß er Visiten unerwidert gelassen, oder auf Briefe zu antworten vergessen hatte; es wäre ihm gar nicht schwer geworden, auch einmal den Zerstreuten zu spielen und den Damen aus der Provinz durch sein Ausbleiben anzudeuten, daß er sich zu ihrem Cicerone durch die Kaiserstadt nicht eigne. Aber ein Blick auf das andere Blatt sagte ihm, daß

ein Zusammentreffen doch unvermeidlich sein werde, da Madame Feinberg und Tochter sicher bei Lillis Verlobungsfest als Freunde des Wieselschen Hauses nicht fehlen würden, und es war wenig Weltklugheit nöthig, um zu begreifen, daß ihm bei einem Begegnen nach so unartiger Abweisung die allerlästigsten Entschuldigungen nicht erspart werden könnten. Besser war's, er that, was die gesellschaftliche Regel erforderte und was ihn zu nichts weiterem verpflichtete. Es konnte seiner Gewandtheit ja doch nicht schwer fallen, lästige Zumuthungen zurückzuweisen, ohne zu beleidigen.

Denselben Tag freilich ging er nicht. Es sollte nicht scheinen, daß er ebenso „sehnsüchtig" sei, die Bekanntschaft der Damen fortzusetzen, und er brauchte sich nicht zu beeilen, da der gleichzeitige Besuch auf der Villa erst übermorgen bevorstand. Er wählte dann die Stunde nach dem Diner, die ihm auch sonst wenig nützlich war. Die Damen waren bereits auf ihrem Zimmer und hatten den Kaffee nachbestellt; der Professor trat mit dem das Präsentirbrett balancirenden Kellner zugleich ein.

„Ah! kommen Sie endlich, bester Herr Professor," rief ihm Madame Feinberg vom Sopha her entgegen, auf das sie sich gestreckt hatte. „Kellner, noch eine Tasse für den Herrn Professor!

Sie trinken doch mit uns den Kaffee? Wir rechneten mit Bestimmtheit auf Ihre Gesellschaft beim Diner und hatten einen Stuhl für Sie reservirt. Aber ich merke schon: wir sind dem großstädtisch-verwöhnten Herrn nicht interessant genug."

Sidonie saß am Fenster, hatte beide Arme aufgestützt und sah auf die Straße hinaus. Auf dem Stuhl neben ihr und auf dem Boden lagen große und kleine Kartons mit Spitzen, Stickereien Federn und Blumen, alle offenbar eilig durchmustert und unordentlich verpackt. Sie wandte sich erst zurück, als der Kellner den Saal verlassen hatte, und auch das nur mit einer Viertelwendung, so daß ihr Blick den Gast streifte, und sagte halb spöttisch, halb schalkhaft: „Glauben Sie doch um Himmels willen meiner guten Mama kein Wort! Wir haben so wenig an Sie gedacht, wie der Stuhl uns gegenüber, der nur deshalb leer geblieben war, weil sich niemand in meine Nähe wagte, als ein russischer Jude, den wir mit der Behauptung abschreckten, der Platz sei reservirt."

„Ich würde mir auch ohne diese grausam deutliche Interpretation nicht eingebildet haben, mein Fräulein," antwortete er, „daß ich auch nur eine Sekunde lang vermißt worden sei. Sie haben ja, wie ich sehe, vor Tisch die interessanteste Unter-

haltung gehabt. Wäre die große Toilettenfrage für morgen Abend schon gelöst?"

Sie warf die Kartons vom Stuhl, so daß ihr Inhalt sich durcheinander wühlte, und schob die andern auf dem Boden mit dem Fuße zurück. „Achten Sie doch nicht auf den Plunder," bat sie lachend. „Ist es nicht traurig genug, daß wir Mädchen die Verpflichtung haben, uns damit auszustaffiren, wie die Puppen? Und für wen? Für die großen Kinder, die mit einer blanken Uniform oder einem allermodernsten Leibrock paradiren. Setzen Sie sich hierher, Herr Professor, der Platz ist frei und mehr zu empfehlen, als der Lehnstuhl dort mit seinen ächzenden Federn. Nun? Werden Sie morgen auch zu den großen Kindern gehören?"

„Schwerlich!" versicherte er, sich setzend und die Hand küssend, die ihm zu freundschaftlichem Willkommen gereicht wurde. „Mein Frack müßte denn wieder hochmodern geworden sein, nachdem er alle neuesten Phasen dieses veränderlichen Kleidungsstücks glücklich überstanden hat. Es ist ihm ja übrigens bereits die Ehre zu Theil geworden, sich den Damen präsentiren zu dürfen."

„Sie müssen ihn sehr lieben," scherzte Sidonie, „daß Sie ihn selbst auf eine Geschäftsreise mitnahmen! Oder ist er für Berlin zu schade?"

„Ich finde den Frack sehr unnatürlich," bemerkte Madame Feinberg; „sein Erfinder muß ein verschrobener Kopf gewesen sein."

„Ein großer Käferfreund," antwortete der Professor ganz ernst. „Finden Sie nicht viel Aehnlichkeit mit den rundabgeschnittenen Flügeldecken dieses Gewürms? Denken Sie sich einen Maikäfer auf die Hinterbeine gestellt, einen Hut in der Hand und Glacéhandschuhe..."

„Genug, genug!" fiel Sidonie ein. „Beichten Sie uns lieber, warum Sie uns nicht schon gestern Ihre freudige Verwunderung ausgesprochen haben, uns in Berlin zu sehen."

„Sidonie!" berief die Mama.

„Ich brauchte einige Zeit zur Sammlung, mein Fräulein," sagte er zweideutig. „Und überdies drängte eine Arbeit so gebieterisch —"

„O! davon sprechen Sie uns doch nur gar nicht," rief Sidonie, die Hand gegen seinen Mund ausstreckend, als ob sie ihm Schweigen auflegen wollte. „So lange wir hier sind, dürfen Sie an Ihre Arbeiten gar nicht denken. Lassen Sie einmal die Tinte eintrocknen und die Feder rosten — hören Sie auf Goethes Mahnung: Die schlechteste Gesellschaft läßt Dich fühlen, daß Du ein Mensch mit Menschen bist!"

Der Professor krauste die Stirne. „Das sagt Mephistopheles, mein Fräulein,“ wendete er ein, „dessen Muhme bekanntlich die Schlange ist. Uebrigens ist die schlechteste Gesellschaft lange nicht so gefährlich als die beste; die sicherste für einen Mann der Wissenschaft sind aber seine Bücher.“

Das wollten nun die Damen durchaus nicht gelten lassen. Sie erklärten sich endlich großmüthig bereit, ihm den ganzen langen Vormittag zu schenken, wenn er verspreche, sich regelmäßig zur Tafel einzustellen und sich ihnen den Nachmittag und Abend über zu widmen. Er kämpfte für seine Freiheit wie ein Verzweifelter, sah sich aber, da er nur mit stumpfen Waffen fechten konnte, mehr und mehr in die Enge getrieben. Bald wagte er nicht mehr zu opponiren. Die Schlinge war so fest gezogen, daß sie sich für jetzt nicht mehr über den Kopf streifen ließ. So beklommen ihm dabei zu Muthe war, er gab nach. Es wurde verabredet, erst eine Spazierfahrt zu unternehmen, dann ein Theater zu besuchen, in dem eine neue Posse gegeben werden sollte, endlich in einem berühmten Austernkeller unter den Linden abzuschließen.

Eine halbe Stunde später saß man im offenen Wagen, der Professor Sidonie gegenüber, und fuhr

zum Brandenburger Thore hinaus. In Charlottenburg wurde abgestiegen und ein Gang durch den Schloßgarten beliebt, wobei natürlich der Kavalier den Damen den Arm reichen mußte. Dann dirigirte Sidonie den Wagen quer durch den Park. „Wir fahren durch die Thiergartenstraße zurück!“ rief sie dem Kutscher zu.

Man mußte an der Wieselschen Villa vorbei. Sicher hoffte Sidonie, von der Kommerzienräthin oder von einer der jungen Damen bemerkt zu werden, und Madame Feinberg plauderte denn auch sogleich ihre Gedanken laut aus. Der Professor hatte den lebhaften Wunsch, daß der Wagen ein Rad brechen möchte, durfte aber nicht widersprechen. Von Käthchen in dieser Gesellschaft gesehen zu werden, war ihm eine unerträgliche Pein. Er wagte gar nicht zur Seite zu blicken, als man sich der Villa näherte.

Und doch war es keine andere als Käthchen, dem die beiden Damen so herzlich winkten und nickten, wie wahrscheinlich noch nie zuvor. Schönrade zog den Hut und gab seinem Gesichte den griesgrämlichsten Ausdruck, dessen es fähig war. Erwartete sie ihn trotz der Vorbereitungen zum morgenden Fest? Und was dachte sie sich, wenn er so viel überflüssige Zeit hatte, mit fremden

Damen spazieren zu fahren? Das mußte er nun über sich ergehen lassen.

„Katharina ist ein recht liebes Mädchen," äußerte Madame Feinberg, sobald man am Pavillon vorüber war. „Sie ist mir noch die angenehmste von der ganzen Familie."

„Ach ja," bestätigte Sidonie, nachlässig den Kopf aufwerfend, „sie ist ganz leidlich, nur ein bischen simpel."

„Freilich! Etwas affektirt natürlich," schloß sich die Mama an. „Finden Sie das nicht auch, Herr Professor?"

Auch das noch! Er schäumte innerlich vor Wuth. „Ich habe eine besondere Passion für das Einfache," sagte er verbissen. „Fräulein Amberger scheint mir eine sehr liebenswürdige junge Dame zu sein."

„Das ist sie, das ist sie!" riefen die beiden wie aus einem Munde. „Jeder nach seinen Gaben," fügte Sidonie hinzu.

Die Posse und das Souper wurden glücklich überstanden. Nur bei der Bezahlung ergaben sich Schwierigkeiten, indem die reiche Frau nicht zulassen wollte, daß er sich ihretwegen „auf Unkosten brächte". Er dagegen wollte von einer „Erstattung der Auslagen" schon deshalb nichts wissen, weil

er um so eher hoffen konnte, nicht noch einmal in Anspruch genommen zu werden, und erklärte sich für beleidigt, wenn darüber noch ein Wort verloren werde.

Dann dürfe er aber auf keinen Fall ausschlagen, mit ihnen in ihrem Hotel zu diniren, vermittelte Madame Feinberg.

Es sei im Gegentheil seine Absicht gewesen, die Damen morgen nach einem ganz neuen höchst eleganten Restaurant zu führen, wo man sehr gut aufgehoben sei, trieb er den diplomatischen Keil tiefer.

Er glitt ab. „Wenn wir darauf eingehen, bester Herr Professor," sagte Sidonie triumphirend, „können Sie uns hinterher nichts mehr abschlagen. Acceptiren wir, Mama?"

„Aber, Kind —!"

„Mein Himmel! Es wird ja doch auch im neunzehnten Jahrhundert eine Revanche für Pavia geben. Nehmen Sie sich in Acht, Herr Professor!"

Die Sache war abgemacht. Während er die Damen nach ihrem Hotel begleitete, überlegte er schon, wo wohl das ganz neue höchst elegante Restaurant liegen möchte, in das er die Damen zu führen sich vorgenommen hätte.

Es wurde am nächsten Tage irgendwo unter

den Linden glücklich entdeckt und für eine lucullische Aufnahme gesorgt.

Unter den übrigen Gästen befand sich zufällig auch ein Schulkamerad des Professors, mit dem er zwar nie intimeren Verkehr gehabt hatte, der ihm aber von Zeit zu Zeit immer wieder über den Weg gelaufen war. Jobst von Fuchs war Offizier gewesen, hatte aber wegen übergroßer Schulden seinen Abschied nehmen müssen, durfte sich „Rittmeister" nennen lassen und privatisirte nun schon seit längerer Zeit, seine gesellschaftlichen Talente aufs beste ausnützend. Er lebte, obgleich er notorisch sein Vermögen durchgebracht und inzwischen weder geerbt noch in der Lotterie gewonnen hatte, wie ein großer Herr, kleidete sich wie ein Dandy, aß in den besten Häusern, hielt ein Reitpferd und behauptete, nebenher eifrig zu studiren, um im Nothfall den Posten eines Ingenieurs in einer großen Fabrik übernehmen zu können, den seine guten Freunde unter den Bankiers ihm zugesagt hätten. Er war übrigens wirklich ein Mensch von Intelligenz und seit dem letzten Winter eifriger Zuhörer des Professors in dessen Kolleg über eine geologische Specialität, seitdem ihm auch wieder mehr in Erinnerung gekommen.

Nun konnte er nicht umhin, ihn zu begrüßen und ihm seine Damen vorzustellen.

Während er dieselben zu der kleinen reservirten Tafel führte, kam ihm ein teuflischer Gedanke. Wie, wenn er ihnen einen excellenten Gesellschafter zuführte und sich selbst eine Hinterthür zum Entschlüpfen öffnete? Jobst von Fuchs war ganz der Mann, durch seine äußere Erscheinung und seine Talente zu fesseln, wenn man ihm erst erlaubt hatte, anzuknüpfen. Ohne langes Bedenken fragte er die Damen, ob es ihnen unlieb wäre, wenn er den Rittmeister, gegen den er Verpflichtungen hätte, als Gast zuzöge, versprach ihnen auch davon die beste Unterhaltung. Sie hatten natürlich nichts dagegen.

Er trat nun zu seinem alten Schulkameraden und sprach leise mit ihm. Herr von Fuchs informirte sich. „Sie können ganz ruhig sein," versicherte Schönrade, „die eine ist die Frau, die andere die Tochter eines Millionärs." — „Alle Teufel!" — „Die Damen sind nur in Berlin, um sich zu amüsiren." — „Das kann ihnen ja werden." — Sie nehmen also meine Einladung an?" — „Versteht sich!" Der Professor winkte dem Oberkellner; ein viertes Couvert wurde aufgelegt, und nach wenigen Minuten saß man schon

„in bunter Reihe" und im lebhaftesten Gespräche bei der Schildkrötensuppe.

Es ging ganz nach Wunsch. Herr von Fuchs war die Liebenswürdigkeit und Zuvorkommenheit selbst, plauderte über tausend Dinge, witzelte auf die amüsanteste Weise jedes ernste Wort fort, das sich in die Unterhaltung wagte, und machte dann selbst wieder beiläufig eine Bemerkung, die zu denken gab. Sidonie, immer geneigt, sich durch eine neue Erscheinung beschäftigen zu lassen, war bald von ihm so in Anspruch genommen, daß der Professor nur noch zu sekundiren nöthig hatte. Ehe man aufstand, wußte der Rittmeister schon, daß sie eine leidenschaftliche Reiterin sei. Er proponirte zu einem der nächsten Tage einen Spazierritt nach Ruhwald. „Wir reiten neben Ihrer Equipage her, gnädige Frau," wandte er sich an die Mama, um jeden Einwand von jener Seite abzuschneiden. „Wenn der Herr Professor mit mir fahren will," concedirte sie halb und halb. „O, der steigt ebenfalls zu Pferde," rief Sidonie, vom Champagner erhitzt, „wir werden um die Wette reiten." — „Gegen den Rittmeister komme ich nicht auf," scherzte er ablehnend.

„Sie wissen, wie wenig Zeit ich habe," raunte Schönrade seinem Tischgaste zu, als sie aufgestanden

waren; „ich bitte Sie, nehmen Sie sich der Damen an, die, wie Sie schon gemerkt haben, gar nicht übel sind.“

„Versteht sich ja von selbst, Theuerster,“ schmunzelte der Rittmeister. „Gleich morgen statte ich im Hotel meine Visite ab. Gott, sind Sie ein Pedant! immer über den Büchern her. Nun — meinetwegen! Ihre Konkurrenz ist nicht ungefährlich. Leben Sie wohl! Ich will's besorgen, und es ist Ihre Schuld, wenn ich Ihnen den Rang ablaufe.“

Der Professor drückte ihm die Hand und führte die Damen zum Wagen.

So schnell, als er erwartete, war er übrigens doch keineswegs aus dem Sattel gehoben. Gleich der Festabend bei Kommerzienrath Wiesel sollte ihn davon überzeugen.

Es waren qualvolle Stunden für ihn. Erst die Begegnung mit Frau Amberger, die ihm durch einen recht steifen Empfang andeutete, daß ihre Gesinnung sich nicht geändert habe; dann mit Käthchen, die von ihrer Mutter mit Argusaugen bewacht wurde, und der er doch so gerne ein Wörtchen im Geheimen gesagt hätte. Sie sah so bleich und schwermüthig aus, daß es ihm ins Herz schnitt. Als nun erst Madame Feinberg und ihre Tochter anlangten und die nöthigsten Be-

grüßungen und Vorstellungen stattgefunden hatten, schien Sidonie die ganze übrige Gesellschaft ignoriren und allein seine Unterhaltung suchen zu wollen.

Sie hatte sich wieder auf eine andere Tonart gestimmt und prüfte sogleich, ob und wie sie bei ihm anklinge. Eine solche Gesellschaft mache sie leicht melancholisch, sagte sie. Es sei ihr ein zu betrübender Eindruck, so viele ausgeputzte Menschen zu sehen, die zusammengekommen seien, um ein gemeinsames Vergnügen zu genießen, und die doch eigentlich sämmtlich nicht wüßten, woran und womit sie sich vergnügen sollten. Man stehe sich müde und sperre die Augen auf, um sich zu überzeugen, daß wirklich nichts zu sehen sei, als was man hundertmal gesehen habe; man wechsele den Platz, um dieselben Redensarten wieder an anderer Stelle anbringen zu können; man scheue sich, ein wirkliches Gespräch anzufangen, weil man jeden Augenblick fürchten müsse, unterbrochen zu werden; man esse und trinke in der unbequemsten Position, oder hungere lieber, um sie zu vermeiden; man schlafe innerlich vor Langeweile ein und halte sich doch für verpflichtet, ein Festgesicht zur Schau zu stellen; man sage: Gottlob! wenn man sich endlich entfernen dürfe, und danke den lieben Wirthen

für den köstlichen Abend. Und nach allen diesen Erfahrungen nehme man einige Tage später wieder eine Einladung an. Ja, sechs oder acht dieser Menschen, beliebig ausgewürfelt, würden mit einander froh sein und bei geringerem Aufwande Genuß haben können; fünfzig oder sechzig auf einem Haufen führten die kläglichste Komödie auf, über die man nicht einmal lachen könne.

Schönrade hörte nur mit halbem Ohre hin. Man müsse doch nun schon ein Narr mit Narren sein, meinte er. — „Keineswegs!" rief sie lebhafter und weckte ihn damit aus seinen Träumen. — „Sondern —?" fragte er. Sie legte ihren Arm in den seinigen und deutete auf zwei leerstehende Sessel. „Man nimmt sich die Freiheit, zu thun, was nicht verboten ist, sich zu isoliren, auch in der Gesellschaft bei sich zu sein." Er mußte folgen und Platz nehmen. „Wenn ich einmal eine reiche Frau werden sollte," fuhr sie fort, „ich würde rücksichtslos mit diesem Formenkram brechen und das gesellschaftliche Leben in meinem Hause höheren Bedürfnissen entsprechend einrichten." Und nun schilderte sie diese Einrichtung so lebhaft, daß er ihren guten Geschmack loben mußte und nur sein Bedenken nicht zurückhalten konnte, es gehörten dazu vor allen Dingen „Menschen", die sich nicht

zaubern ließen. Sie seufzte. „Ja, Menschen! Daß dieser Artikel so selten ist! Und doch — sie würden sich finden, wenn sie selbst etwas fänden. Würden Sie um Freunde verlegen sein?“ fragte sie.

Er wich aus und erkundigte sich, wie ihr Herr von Fuchs gefallen habe. Sie wolle nicht vorschnell urtheilen, aber es scheine sich mit ihm leben zu lassen. „Weil er selbst die Kunst zu leben versteht,“ bemerkte er. Sie wollte dies und das über ihn wissen, und er gab vorsichtig Auskunft. Sidonie wußte das Gespräch weiter und weiter zu spinnen; sie schien gar nicht daran zu denken, ihn loszulassen, und in der Ferne ging von Zeit zu Zeit Käthchen vorüber und sendete ängstliche Blicke zu ihm ab.

Frau Amberger klang indessen das Lob des Professors in den Ohren. Frau Feinberg drängte sich an sie und schien ihr besonderes Vergnügen zu haben, ihn zu verherrlichen und auf die Aufmerksamkeiten hinzuweisen, deren ihre Tochter sich von seiner Seite zu erfreuen hätte. „Der gute Moritz“ habe diesmal am Ende wirklich Grund zur Eifersucht. Sie beabsichtigte augenscheinlich, gewisse nicht unmögliche Ereignisse vorzubereiten. Die Kommerzienräthin hörte kaum, daß vom Professor die Rede war, als sie auch ihrerseits dessen

vortreffliche Eigenschaften zu rühmen begann und ihm eine große Zukunft prophezeite. Der Geheimrath Bachstelze, ein Freund ihres Mannes „aus dem Ministerium", der gerade seine „gefühlteste Gratulation" anzubringen kam und dabei den Wein aus seinem Glase auf die Schleppen der Damen verschüttete, bestätigte ihre Behauptung, daß Schönrade zu den Berühmtheiten der Stadt gehöre und eine wahre Zierde der Universität sei. Frau Barbara verhielt sich schweigend, aber gleichgültig war ihr doch nicht, was sie hörte.

Sie hatte so ihre Gedanken, als Katharina etwas später an sie herantrat, leise über heftige Kopfschmerzen klagte und um die Erlaubniß bat, sich auf ihr Zimmer zurückziehen zu dürfen. Sidonie und der Professor waren aufgestanden und promenirten im Garten; man sah sie kommen und gehen. „Es wird auffallen," wendete sie bedenklich ein. — „Lilli ist unterrichtet," antwortete das bleiche Mädchen, „sie wird mich im Nothfalle entschuldigen." Die Mama konnte an ihrem Unwohlsein nicht zweifeln und gab ihre Genehmigung in der Erwartung, daß ein halbes Stündchen Ruhe sie wieder in den Stand setzen werde, zur Gesellschaft zurückzukehren. Ich wünschte, Sidonie hielte den Professor für alle Zeiten fest, grübelte

sie in sich hinein, dann wären mir Sohn und Tochter frei.

Xaver vermißte Käthchen sehr bald. Seitdem steigerte sich seine Unruhe so auffallend, daß Sidonie kaum noch auf direkte Fragen eine zutreffende Antwort erhielt. „Sie sind furchtbar zerstreut, bester Herr Professor," sagte sie; „ich möchte wohl wissen, wo Ihre Gedanken herumfliegen. Bei mir sind sie jedenfalls nicht." — „O, ich bin unwohl, recht unwohl," entschuldigte er, „ich hätte gar nicht herkommen sollen." Sidonie schlug vor, in einer Laube Platz zu nehmen. Er aber benutzte den günstigen Augenblick, in dem einige Offiziere ihren Weg kreuzten und ein Gespräch anknüpften, um sich mit wenigen raschen Worten zu empfehlen und ihnen die weitere Sorge für die Dame zu überlassen. Sidonie sah ihm sehr verwundert über diesen schnellen Aufbruch nach.

Er suchte Lilli auf und fand sie in einem Kreise von Gästen am Arme ihres Bräutigams, „Eine Sekunde, mein bestes Fräulein," bat er leise. Sie sagte Mr. Fairfax etwas ins Ohr, er nickte, und sie wandte sich nun dem Professor zu. „Ich bedaure Sie von Herzen," sagte sie, ihn begleitend.

„Sie wissen alles, Fräulein," ging er sofort

auf die Hauptsache ein, „ich darf Ihnen volles Vertrauen schenken?"

„Das dürfen Sie," nickte Lilli.

„Wo ist Käthchen?"

„Ich denke, auf ihrem Zimmer."

„Doch nicht krank? Sie sah so bleich aus."

„Unpäßlich! Es wird nicht viel zu bedeuten haben."

„Sie sagen das so —! Ist etwas passirt?"

„Ja, so weit geht die Offenherzigkeit in der Freundschaft unter jungen Mädchen nicht. Ich kann nur rathen."

„Sie treffen gewiß das Richtige, mein bestes Fräulein. Nicht wahr, Käthchen ist beunruhigt durch Sidonie —?"

„Ich wenigstens würde wüthen vor Eifersucht, wenn mein Bräutigam den ganzen Abend mit einer Dame —"

„Aber Sie müssen doch bemerkt haben," fiel er eifrig ein, „daß diese Dame selbst — Ach, ich könnte bersten vor Grimm! Und morgen verläßt Käthchen uns und denkt das Schlimmste von mir. Wenn ich sie sprechen könnte — nur wenige Minuten!"

Lilli blieb stehen. „Wirklich nur wenige Mi-

nuten? Ihre Noth erbarmt mich. Ich möchte wohl etwas für Sie wagen."

„Ach, mein bestes Fräulein —"

„Still, still! Sie verdienen es eigentlich gar nicht um mich. Folgen Sie mir." Sie führte ihn durch eine versteckte Seitenthüre ins Haus bis zu einer gewundenen eisernen Treppe. „Da hinauf," sagte sie, „und klopfen Sie an die zweite Thüre links. Ich will hier Wache halten. Aber wirklich nur einige Minuten!" Er eilte hinauf.

Lilli hörte ihn klopfen — mehrmals vergeblich; dann öffnete sich die Thüre. Es schien ihr sehr lange zu dauern, bis sie wieder Schritte oben im Korridor hörte. „Nun?" fragte sie gespannt.

„Käthchen fühlt sich wieder ganz wohl," antwortete er freudestrahlend. „Wir haben so eben beschlossen, daß ich sie trotzdem und alledem zu Tisch führe."

„Bravo, bravo!"

Er nahm ihre Hand und drückte sie zärtlich. „O, wie dankbar ich Ihnen bin! Nun aber gehen Sie hinauf, bestes Fräulein, und holen Sie Käthchen ab. Ich verschwinde durch diese Pforte, um Ihnen dann vor dem Pavillon zufällig zu begegnen und Ihre Begleiterin vor aller Augen in Empfang zu nehmen."

„Aber was wird Frau Amberger dazu sagen?“

„Das wollen wir dem nächsten Tage überlassen. Der heutige soll noch uns gehören.“

„Also fort, fort!“ Sie schloß die Pforte hinter ihm und betupfte bald darauf mit ihrem Taschentuche die Augen der Freundin, um alle letzten Spuren der Thränen zu verwischen. „Wie man nur so närrisch sein kann, wenn man liebt!“ sagte Käthchen lachend.

Frau Barbara Amberger glaubte ihren Augen nicht zu trauen, als sie ihre Tochter am Arme des Professors zur Tafel gehen sah. „Ich habe sie mir heruntergeholt,“ berichtete Lilli, „und unseren lieben Professor gebeten, sie zu unterhalten. Der wird sie schon wieder ganz gesund machen.“ Die alte Dame wandte sich ärgerlich ab. „Wir hätten doch sogleich abreisen sollen,“ knurrte sie in sich hinein.

Sidonie saß verstimmt neben ihrem Tischnachbar. Wie konnte der Professor nur darauf kommen, sich eine so „unbedeutende Gesellschaft“ auszusuchen?

XVII.

Der Kommerzienrath Wiesel hatte beiläufig von einem Grafen Gleichenau gesprochen, der sich in Berlin zur Kur seines Sohnes aufhalte. Das war vom Professor nicht überhört worden. Er hatte nähere Erkundigungen nach diesem Grafen eingezogen und ohne besondere Mühe in Erfahrung gebracht, daß er wirklich der zeitige Besitzer jenes großen Fideikommisses sei, von dem er seinen jetzigen Namen führte. Es erübrigte sich ihm also eine Reise dorthin.

Der Graf Gleichenau hatte in der Viktoriastraße eines jener mit bestem Geschmack gebauten und mit allem Luxus ausgestatteten Häuser gemiethet, welche die Solidität einer Winterwohnung mit den Anforderungen an eine Villa so geschickt zu verbinden wissen. Ein geräumiger Garten zog sich um das Haus herum und wurde aufs sorgfältigste gepflegt. Der Graf lebte mit großer

Dienerschaft, übrigens aber sehr eingezogen. Er empfing selten Besuch und verließ seine Wohnung fast nur, um mit seinem siebenzehnjährigen kranken Sohne Ausfahrten zu machen, die der Arzt angeordnet hatte. War das Wetter gut, so wurden beide auch regelmäßig zu bestimmter Stunde im Garten bemerkt. Der Graf führte dann seinen Sohn herum, für den aber auch ein kleiner Stuhlwagen bereit stand. Täglich mehrmals hielt die Equipage des Medizinalraths auf der breiten Rampe vor dem Haupteingange, der durch ein zierliches Portal von korinthischen Säulen gedeckt wurde. Die Fenster nach der Straßenseite waren stets durch weiße Vorhänge geschlossen, und die Zimmer dahinter schienen gar nicht benutzt zu werden.

Der Professor war wiederholt an diesem Hause vorübergegangen, nicht gerade in der Absicht, aber doch in der Hoffnung, dem Grafen einmal zu begegnen. Es war ihm eine unangenehme Vorstellung, einem ganz Unbekannten gegenüberzutreten, um sich ihm als Sohn vorzustellen. Die äußere Erscheinung wenigstens durfte ihm nicht mehr fremde sein, das Gesicht ihn nicht beirren. Er kam eines Mittags gerade zur Zeit, den Grafen abfahren zu sehen; eine hohe hagere Gestalt in

ganz grauer Kleidung, mit einem Kopfe, der hätte schön genannt werden können, wenn nicht Nase und Kinn zu scharf und spitz hervorgetreten wären. Er trug den grauen Filzhut tief auf die Stirn gedrückt, das Haar militärisch kurz geschoren, den gelblich-weißen Schnurrbart in zwei lange Spitzen ausgezogen. Der bleiche junge Mensch neben ihm lehnte müde in das Wagenkissen; trotz der Wärme des Sommertages zog der alte Herr eine Decke von weichem Wollenstoff fest um ihn. Schönrade nahm grüßend den Hut ab, als der Wagen vorüberrollte. Das kam dem Grafen offenbar unerwartet; er dankte mit der Eile, die immer die Folge der Ueberraschung zu sein pflegt, einen Bekannten nicht pflichtschuldigst bemerkt zu haben, dann freilich ruhte sein Blick etwas verwundert auf dem ganz Fremden, der stehen geblieben war und wie forschend zu ihm aufsah. Er mußte wohl sein Gedächtniß bemühen, ihm auf irgend eine Spur zu helfen, denn er schaute noch einmal aus einiger Entfernung zurück.

Tags darauf ließ Schönrade sich melden. Als er eintrat, hatte der Graf noch die Visitenkarte in der Hand. Er blickte nach dem Eintretenden auf und schien sich sofort zu erinnern, ihn schon gesehen zu haben. Dann mußte er doch wieder

unsicher werden, denn er fixirte ihn schärfer und wiegte nachdenklich den Kopf.

Schönrade fand nicht sogleich Worte, sich der Situation entsprechend einzuführen; ein Gefühl von Schwäche übermannte ihn. Da stand sein Vater vor ihm, und die nächste Stunde hatte zu entscheiden, ob er es zu bereuen haben werde, ihm seinen Sohn gezeigt zu haben. Der Graf sah so bekümmert aus; tiefe Furchen hatten sich ihm in Stirn und Wangen gegraben. Dazu verbreiteten die grünseidenen Fenstervorhänge in dem grau-tapezirten, mit hohen Büchergestellen besetzten Zimmer ein Licht, das die Gesichtsfarbe noch ungesunder erscheinen ließ. Dieser Mann hatte schwere Lebenserfahrungen hinter sich, und sie waren dauernd in sein Gemüth geschrieben.

„Sie betrachten wiederholt meine Karte, Herr Graf," begann der Gast endlich. „Sollte Ihnen mein Name vielleicht — in irgend einer Weise —"

Der Graf legte die Karte auf den Tisch und nöthigte durch eine Bewegung der Hand zum Sitzen. „Der Name —? ich wüßte nicht... Professor Dr. Xaver Schönrade ... ich werde diesen Namen gewiß häufig nennen gehört haben, aber ich erinnere mich nicht — mein Gedächtniß wird sehr schwach — sehr schwach. Nur Xaver . . .

Xaver — freilich! aber das hat keine Beziehung. Man tauft selten auf diesen Namen, und ich hatte einen Sohn . . . Aber das hat keine Beziehung." Er drückte Daumen und Zeigefinger der hageren linken Hand auf die stark vortretenden Augenknochen und schob nachdenklich die Stirnhaut über der Nase zusammen, ließ aber die Hand gleich wieder sinken und verbeugte sich leicht, als ob er bitten wollte, auf den eigentlichen Zweck des Besuches zu kommen.

Der Professor meinte, sich von einer längeren Vorbereitung keine günstige Wirkung versprechen zu können. Er hatte nur nöthig, ein Wort zu nennen, um den Gedanken des Grafen, die ja schon die Erinnerung an seinen Sohn streiften, eine noch bestimmtere Richtung dahin zu geben. „Der Name Schönrade ist nur eine Uebersetzung des italienischen Bellarota," sagte er möglichst leichthin und doch mit bewegter Stimme.

„Bellarota!" rief der Graf und erhob sich in seinem Lehnstuhl. „Bellarota," wiederholte er leiser und wieder langsam zurücksinkend, wobei seine Augen immer auf den Gast geheftet blieben. „Warum — sagen Sie mir das, mein Herr?"

Schönrade preßte die Lippen gegen die Zähne, um seine innerste Bewegung niederzuhalten. „Um

eine Eröffnung einzuleiten," sagte er dann mit so viel Ruhe, als er erzwingen konnte, „die nur deshalb so spät kommt, weil ich selbst von gewissen Thatsachen erst ganz kürzlich Nachricht erhielt. Ich bemerke im voraus, daß es lediglich von Ihnen abhängen soll, Herr Graf, welche praktische Bedeutung Sie derselben beilegen wollen. Ich bin selbständig, habe mir bereits in der Welt, soweit sie mich interessirt, eine Situation geschaffen, auf die stolz zu sein ich einiges Recht habe. Ich gestehe, daß dieser Umstand mir nicht gleichgültig war, als ich mich entschloß, Sie aufzusuchen, Herr Graf. Er wird mich jeder möglichen Verdächtigung überheben, daß dieser Schritt unlautere Motive haben könnte. Ich will nichts, als das Anerkenntniß meines Rechtes, und ich behalte mir vor, davon Gebrauch zu machen oder nicht Gebrauch zu machen, ganz wie Sie es wünschen werden. Darf ich sprechen?"

„Sprechen Sie — sprechen Sie," rief der Graf, dessen Gesicht eine fieberhafte Röthe überflog. „Ihre Mutter . . .?"

„Ist Camilla Bellarota."

„Camilla —!"

„Die geschiedene Frau des Freiherrn von Höneburg."

„Meine Frau!"

Der Graf lehnte wie ohnmächtig den Kopf gegen die hohe Lehne des Stuhls und drückte die Hand über seine Augen. „Camilla... Camilla..." stammelten seine Lippen.

Xaver stand bewegt auf. Er hätte hinzutreten und einen Kuß auf diese bleiche Stirn drücken mögen, aber er bezwang sich. „Herr Graf," sagte er leise und sanft, „was ich behaupte, werde ich zu beweisen haben. Wenn ich es bewiesen habe, und wenn Sie jener Freiherr von Höneburg sind, so habe ich das Recht, mich Ihren Sohn zu nennen. Erschrecken Sie nicht über die Zumuthung, der Vater eines Menschen sein zu sollen, den Sie von seinem zweiten Lebensjahre ab nicht mehr gesehen haben, der Ihrem Herzen nichts sein kann — so wenig, als irgend ein anderer Fremder, der zu Ihnen eintritt. Ich selbst fühle, daß die Natur bei solchem Wiedersehen nicht mitspricht. Kindesliebe ist Dankgefühl, und Dank schulde ich Ihnen nicht. Alles was ich in meinem Alter hoffen kann, ist, daß ich einen Mann finde, dessen Freundschaft zu gewinnen mir wohl thut und daß ich diesem Manne mit der Zeit lieb werde, wie ein Freund. Mit der Zeit, Herr Graf! Ich übereile Sie nicht. Gestatten Sie, daß ich heute nur diese Papiere

auf Ihren Tisch lege und mich dann entferne. Ich werde abwarten, bis Sie für gut befinden, mich wieder zu sich rufen zu lassen.“

„O, nicht doch — nicht doch so schnell!“ wehrte der Graf ab, indem er zitternd seine Hand faßte und ihn zu sich zog. „War mir's doch gleich, als ich Sie sah — schon gestern, als Sie mich grüßten... nicht wahr, Sie grüßten mich? war mir's doch gleich so sonderbar, als träte mir etwas Bekanntes vor Augen, das ich nur nicht zu nennen wußte. Nun weiß ich's zu nennen, es sind die Züge Ihrer Mutter — Sie glichen ihr schon als Kind.“ Er stand auf und hob die Vorhänge von einem Bilde fort, das neben seinem Schreibtisch hing. „Sehen Sie,“ fuhr er fort, „da ist alles, was mir von Camilla geblieben ist — ihr Bild. Sie konnte es mir nicht nehmen, weil es der Maler noch nicht abgeliefert hatte, als die traurige Katastrophe hereinbrach. So schön war sie — so schön.“

Xaver konnte seine Rührung nicht bemeistern; eine große Thräne rollte ihm in den Bart. So war seiner Mutter Andenken hier bewahrt. „O, sie ist noch immer eine schöne Frau,“ antwortete er, „wenn auch ...“

„Und wo lebt sie?“ fragte der Graf, die Vorhänge fallen lassend und sich zurückwendend. „Wo

lebt sie? So lange sie als Sängerin auftrat erfuhr ich aus den öffentlichen Blättern ihren Aufenthalt; aber seit Jahren schon spricht man nicht mehr von ihrer Kunst, und also auch nicht von ihr."

„Sie hat sich längst von der Bühne zurückgezogen," antwortete der Sohn, „und lebt sehr still von den Zinsen eines kleinen Vermögens, das sie sich erworben hat, hier in Berlin."

„Hier?" rief der Graf. „Und das weiß ich nicht? Aber wie sollte ich? Ich lebe wie ein Einsiedler. Führen Sie mich zu ihr! Ich muß sie sehen, von ihr selbst hören, daß sie versöhnt ist."

Der Professor wich seinen Blicken aus und senkte den Kopf. „Herr Graf," sagte er, „meine Mutter weiß zwar, daß ich mich Ihnen zu erkennen gebe, aber — sie hat diesen Schritt nicht gebilligt, und sie wünscht nicht, von den Folgen desselben berührt zu werden. Es steht mir kein Urtheil darüber zu . . ."

„Sie zürnt also noch!" fiel der Graf ein, und auf seiner Stirn zogen sich wieder die grämlichen Falten zusammen. „Sie wird mir nie vergeben können. Aber ich will nicht jede Hoffnung aufgeben — jetzt gewiß nicht, da ich in dem Sohn einen Vermittler habe." Er faßte Xavers Hand

und drückte ihn auf den Sessel nieder, indem er sich zugleich selbst wieder setzte. „Bleiben Sie noch,“ bat er, „machen Sie mich wenigstens oberflächlich mit Ihren Lebensschicksalen bekannt — ich erwarte, wie Sie, daß wir Freunde werden.“

„Wollen Sie zu meiner eigenen Beruhigung nicht erst jene Papiere . . .“

Der Graf nahm die Blätter vom Tisch und sah sie flüchtig durch. „Was können mir diese Zeugnisse bedeuten? Ein Taufattest — ein Konfirmationsschein auf den Namen Xaver Bellarota — Bescheinigungen Ihrer Lehrer über Fleiß und Fortschritte — ein Doktordiplom . . . ich zweifle nicht, daß Sie der Professor Xaver Schönrade sind, der mir diese Karte geschickt hat, ich zweifle nicht, daß der Professor Schönrade identisch ist mit dem Dr. Xaver Bellarota „alias Schönrade“, wie der Senat aus guter Vorsicht beigefügt hat, ich zweifle nicht, daß Sie der Sohn Camillas sind und daß dieses Taufattest Ihre Eltern richtig benennt. Welchen erdenklichen Grund könnte ein Mann in Ihrer geachteten Stellung haben, mich zu täuschen? Ich weiß ja, daß Camilla ihrem Sohne meinen Namen entzogen hat, und wenn Sie ihn, wie Sie sagten, erst kürzlich erfuhren, so weiß ich auch, daß sie ihre Drohung wahr

gemacht hat, ihn selbst dem Kinde vorzuenthalten. Möge ihr Gott vergeben, daß sie sich so rächte!"

Der Professor theilte mit, was er aus seinem Leben der Mittheilung für werth erachtete; mit aller Ausführlichkeit erzählte er von seinem Besuch auf der Ruine Höneburg und was ihm dort begegnet war.

Der Graf hörte aufmerksam zu und nickte mitunter zustimmend. „Ja, so ist's gewesen," sagte er dann. „Jene Briefschaften haben Ihnen einen Einblick in die traurigen Verhältnisse gestattet, die auch auf Sie so vielen Bezug haben. Aus der ganzen Art Ihres Vortrages erkenne ich, daß Sie nicht unbedingt die Partei der gekränkten Frau nehmen. O, ich könnte jene Korrespondenz vervollständigen durch Camillas Briefe an mich; aber ich will mich nicht dadurch rechtfertigen, daß ich ihr eine Mitschuld auflege, daß ich sie wegen des Uebermaßes von Leidenschaftlichkeit anklage, das mich gegen sie erkältete. Ich gebe zu, daß der plötzliche Glücksumschlag, der mich aus einem verschuldeten, in den kümmerlichsten Verhältnissen lebenden, abgedankten Offizier zu einem sehr reichen Manne, aus dem Inhaber eines alten Namens wirklich zu einem Aristokraten machte, betäubte, verwirrte, in der Schätzung aller Dinge irre leitete,

von meiner bisherigen Bahn abwarf. Vielleicht hätte es nur einiger Ruhe bedurft, um mich wieder zu mir selbst kommen zu lassen, vielleicht hätte eine sanfte geduldige Hand mich ohne große Mühe auf den rechten Weg zurückgeführt. Nichts aber war in meiner damaligen Lage und bei meinem sehr eigenwilligen Charakter gefährlicher, als ein hastiges Vorgreifen, eine strenge Opposition, ein leidenschaftliches Anstürmen gegen Entschlüsse, die noch gar nicht fest gefaßt waren, und Camilla... Aber ich wollte ja nicht von ihrer Mitschuld sprechen; Sie sehen, mein junger Freund, wie schwer es ist, sich zu seiner eigenen Vergangenheit ganz objektiv zu stellen. Es ist möglich, daß ich heute über mich aus Gesichtspunkten urtheile, die mir damals in meiner Befangenheit ganz fremd waren, die erst durch die traurigen Erfahrungen vieler Jahre gewonnen werden konnten. Ich will einfach anerkennen, daß ich Unrecht that. Aber Ihnen, meinem Sohne gegenüber, darf nicht unerwähnt bleiben, daß ich wenigstens nichts unversucht gelassen habe, mein Unrecht zu mildern, Ihnen meine fortdauernde väterliche Zuneigung zu beweisen. Es ist nicht meine Schuld, daß Camilla tiefgekränkt mit größter Schroffheit jede Unterstützung abwies, die ich ihr für sich, für ihr Kind

bot. Ich hatte ihr ein Jahrgeld ausgesetzt, das ihr erlaubt hätte, wenn nicht glänzend, so doch standesgemäß als Freifrau von Höneburg und jedenfalls unabhängig zu leben. Lange Zeit habe ich ihr dasselbe regelmäßig in den bestimmten Terminen zugesendet, und immer sind mir die Briefe uneröffnet zurückgekommen; Verhandlungen durch Notare oder Freunde fruchteten ebenso wenig. Einmal, als sie nach den mir erstatteten Berichten meines Sachwalters wirklich in großer Noth war, entschloß ich mich selbst zu einem Besuch, um sie zur Annahme wenigstens eines Darlehns zu bewegen, wurde aber gar nicht vorgelassen. Sie zog es vor, wieder ihren Vatersnamen zu führen und als Sängerin durch die Welt zu pilgern. Jede Auskunft über den Aufenthalt ihres Sohnes wurde mir verweigert — ich vermochte nichts für sie zu thun, als die Summen, die ich für Camilla und für Sie bestimmt hatte, bei einem Banquier anzulegen und es der Zukunft anheimzugeben, ob Ihnen oder Ihren Nachkommen dieses Kapital einmal nützen könne. So machtlos stand ich der stolzen Frau gegenüber, so tief demüthigte sie mich. Und doch muß ich bekennen, daß sie dadurch nur um so höher in meiner Achtung wuchs: sie kaufte mir meine Schuld nicht ab; ich

mußte sie mit mir schleppen von Jahr zu Jahr, und sie vergrößerte sich, wie jenes Kapital, das Zinsen von Zinsen trug. Nun muß ich von ihrem Sohne selbst hören, daß sie unversöhnlich ist!"

Xaver hatte ihn ohne Unterbrechung so fortsprechen lassen; er fühlte, daß es dem bekümmerten Manne Bedürfniß sein müßte, auch ohne Anklage seine Vertheidigung zu führen. Mehr noch der warme Ton der Rede, als der Inhalt derselben, der ihm nur bestätigte, was er selbst schon vermuthet hatte, überzeugte ihn von der Aufrichtigkeit der freundlichen Gesinnung des Grafen. „Daß meine Mutter Sie so kennen lernen könnte," sagte er, „wie ich Sie kennen lerne! Aber was mich tief bewegt, rührt ihr Herz nicht. Ich habe in dieser Hinsicht nur eine einzige Hoffnung: meine Mutter liebt mich zärtlich; sie wird den Schmerz überwinden, mich allen ihren Hindernissen zum Trotz mit meinem Vater vereint zu sehen; noch mehr, sie wird sich auf die Dauer dem Freunde ihres geliebten Sohnes nicht ganz verschließen können. Ich sage, das ist meine Hoffnung! Schütteln wir nicht den Baum zu früh, lassen wir die Frucht reifen."

Der Graf drückte ihm die Hand und saß eine Weile stumm und in sich gekehrt. Der Professor stand auf und nahm seinen Hut. „Erlauben Sie,

daß ich mich entferne," bat er, „Sie bedürfen der Ruhe, und auch ich — Leben Sie wohl! Darf ich wiederkommen?"

„Ob Sie dürfen?" rief der alte Herr, sich nun gleichfalls erhebend und nahe zu ihm tretend. „Wir haben viel nachzuholen. Ich rechne mit Bestimmtheit darauf, daß Sie keinen Tag vorüberlassen werden, ohne diesem Hause einen Besuch zu gönnen. Wenn Sie wüßten, wie traurig — Aber heute nichts davon." Es schien ihm etwas durch den Sinn zu gehen, denn er hob plötzlich den Kopf und blickte zur Seite, als werde seine Aufmerksamkeit auf eine andere Richtung geleitet. „Warten Sie noch einen Augenblick," sagte er, „ich muß Sie doch mit meinem lieben Hausgenossen bekannt machen." Er öffnete die Thüre zu einem anstoßenden Zimmer und rief hinein: „Kunibert!"

Der blasse junge Mensch erschien auf der Schwelle, den der Professor schon im Wagen bemerkt hatte. Nun er stand, zeigte sich's, daß er für seine Jugend zu schnell hoch aufgeschossen war und nur mühsam eine gerade Haltung behauptete. „Was befiehlst Du, lieber Vater," fragte er mit schwacher, ein wenig schnarrender Stimme, indem er zugleich mit scheuem Seitenblicke den Fremden musterte.

„Mein armer kranker Junge," sagte der Graf, sich zu seinem Gaste wendend und dabei den jungen Menschen an der Hand ins Zimmer hineinziehend. „Du darfst keine Furcht haben, Kunibert," redete er wieder diesen an. „Der Herr da ist zwar ein Professor, aber kein Arzt, er wird Dich nicht mit der Untersuchung Deines Brustübels quälen. Wen glaubst Du wohl, daß ich Dir da vorstelle? Sieh ihn Dir genau an; er wird jetzt hoffentlich unser täglicher Gast sein."

Kunibert sah verlegen zur Erde. „Wie kann ich errathen, lieber Vater?"

„Freilich, freilich! Das kannst Du nicht errathen. Wenn ich Dir nun aber sage, daß Dein Bruder Xaver gefunden ist —"

Er blickte rasch und wie freudig erschreckt auf. „Mein Bruder Xaver? Der Herr wäre —"

„Ihr Bruder Xaver," bestätigte der Professor hinzutretend und seine Hand fassend. „Sind Sie zufrieden damit?"

„O, das freut mich — das freut mich sehr," versicherte Kunibert. „Meine anderen Brüder sind gestorben, und ich war so allein. Aber daß Sie so viel älter als ich —"

„Wir werden trotzdem freundschaftlich mit einander umgehen lernen," versprach der Professor;

„gewinnen Sie nur erst rechtes Vertrauen zu mir.“

Kunibert schien zu überlegen, was und wie er antworten sollte. „Ich benehme mich gewiß recht ungeschickt,“ sagte er endlich zu seinem Vater, da derselbe ihm nicht zu Hilfe kam, „aber eine solche Nachricht — so unvorbereitet — und ein Fremder, den ich zum ersten Male sehe, mein Bruder —“

Der Graf streichelte ihm die Backe, auf der sich nun doch ein Hauch von Röthe zeigte. „Ich überrasche Dich absichtlich,“ äußerte er freundlich, „damit Du gar keine Zeit haben sollst, Dich auf ein geschicktes Benehmen einzurichten. Dafür wirst Du mir dankbar sein. Ich will Dir später sagen, was ich selbst erst seit einer Stunde weiß, und wenn Ihr einander dann wiederseht, seid Ihr alte Bekannte.“

Der Professor verabschiedete sich von beiden. Der Graf begleitete ihn bis zur Thüre, nahm nochmals seine Hände und schüttelte sie herzlich. Es war, als ob er ihn nicht loslassen könnte und doch zögerte, seiner Neigung zu folgen. Zuletzt aber bewältigte ihn doch das Gefühl; er faßte ihn bei den Schultern, zog ihn an sich, küßte ihn schnell und schob ihn dann, ohne eine Erwiderung abzuwarten, über die Schwelle. „Wir sehen uns bald!“ rief er ihm nach.

Schon am Nachmittag desselben Tages machte der Graf seinem Sohne in dessen Wohnung seinen Gegenbesuch. Er fand Herrn Jobst von Fuchs bei ihm, der eben alle Schleusen seiner Beredtsamkeit aufgezogen hatte, um ihn zu bewegen, sich für den Abend von seinen Arbeiten zu trennen und an einem von den Feinbergschen Damen arrangirten Souper theilzunehmen. „Versuchen Sie gar keine Widerrede, bester Professor," sagte er, „ich darf durchaus keine Entschuldigung gelten lassen. Fräulein Sidonie würde unglücklich sein, wenn ich eine Absage brächte, und mich nebenher für den unfähigsten Unterhändler halten. Gott, was sind Sie für ein Mensch! Die Damen sind entzückt von Ihnen — wahrhaftig ganz Enthusiasmus. Sie haben nur zuzugreifen, um das Goldpüppchen für immer in der Hand zu behalten, und Sie zieren und sperren sich wie ein junges Mädchen, dem ein Sechziger den Hof macht."

„Ich habe Ihnen schon angedeutet," antwortete Schönrade, „daß ich mich nicht darauf capricire, dieses Goldherz zu gewinnen. Ich gebe Ihnen das Feld frei, lieber Fuchs."

„Ah, ich merke wohl," rief jener, „Sie meinen um so sicherer zu siegen, je weniger Sie sich um den Sieg zu bemühen scheinen."

„Sie können ja dabei nur gewinnen, wenn ich mich verrechne," meinte der Professor.

„Das ist ja ein ganz eigener Wettkampf," bemerkte der Graf, der Zeuge dieser schon an der Thüre geführten Verhandlungen gewesen war. „Jeder sucht dem anderen die günstigsten Bedingungen vorauszugeben."

Xaver lachte. „Und dabei handelt es sich um eine junge Dame, die längst verlobt ist."

„Pah, verlobt!" rief Herr von Fuchs. „Ich glaube nicht daran."

„Das bleibt Ihnen unbenommen," entgegnete der Professor, „aber ich versichere, daß ich den Bräutigam kenne, einen jungen Mann aus höchst ehrenwerther Familie und in den besten Vermögensverhältnissen."

„Und das hält Sie ab, sich dem Fräulein so zu nähern, wie das Fräulein selbst es offenbar dringend wünscht?"

Schönrade überlegte einen Augenblick. „Das hält mich ab," antwortete er dann mit aller Bestimmtheit.

„O, Sie Ausbund von einem ehrlichen Manne!" rief der Kavalier. „Kann es Ihnen denn wirklich entgangen sein, daß die Damen allein Ihretwegen

hierher gereist sind? Ich habe das in wenigen Stunden herausgebracht."

Der Professor wehrte mit der Hand ab. „Ein sehr flüchtiges Interesse, glauben Sie mir! Ich spiele übrigens allemal nur, wenn der Einsatz gleich ist, und dort stehen die guten Rechte eines Bräutigams auf dem Spiel."

„Die niemand geringer zu schätzen scheint als die Braut selbst."

„Wie dem auch sei, lieber Fuchs, wie dem auch sei —"

Der Kavalier beugte sich näher zu seinem Ohr. „Darf Fräulein Sidonie wenigstens von diesen Gewissensbedenken Kenntniß erlangen?" fragte er, listig mit den Augen blinzelnd. „Natürlich ganz diskret —"

„Ich ermächtige Sie, so insdiskret zu sein, als es Ihnen irgend Spaß macht," antwortete Schönrade ganz laut und in abweisendem Tone.

Der Abgesandte der beiden Damen ließ sich dadurch nicht beirren. „Sie kommen aber doch, Verehrtester?" kapitulirte er.

„Vergessen Sie nicht, daß Sie *mir* diesen Abend schuldig sind," half der Graf ein.

„Da hören Sie," sagte der Professor achselzuckend.

Herr von Fuchs war nicht so leicht abzuweisen. „Wir bleiben spät zusammen; ich habe für eine sehr lustige Gesellschaft gesorgt. Wenn Sie also der interessanten jungen Dame wenigstens ein Stündchen Schlaf opfern wollen —“

Der Professor schüttelte den Kopf.

„So entschuldigen Sie sich meinetwegen morgen mit plötzlichem Unwohlsein,“ schloß der Unterhändler, „aber ein entschiedenes Nein darf ich nicht zurückbringen.“ Damit empfahl er sich.

„Sie haben sich hoffentlich durch meine Anwesenheit nicht zu Erklärungen bestimmen lassen, die Ihnen hinterher leid thun,“ äußerte der Graf.

„Darüber dürfen Sie ganz beruhigt sein,“ versicherte Xaver. „Ich habe allen Grund, die Dame, von der die Rede ist, über meine Gesinnungen nicht im Unklaren zu lassen, um so mehr, als ich glauben muß, daß Herr von Fuchs wirklich nicht ganz Unrecht hat.“ Er erzählte mit wenigen Worten, wie sich diese Bekanntschaft angesponnen hatte.

„Herr Otto Feinberg ist einmal bei mir gewesen,“ erinnerte sich der Graf. „Es handelte sich um ein neues Eisenbahnunternehmen, für das man mich gewinnen wollte, da man das Terrain brauchte, das noch zur Ruine Höneburg gehört,

und wohl auch meinen Namen gern verwerthet hätte. Er mißfiel mir, und ich erkundigte mich beiläufig bei einem meiner Freunde im Ministerium nach den Verhältnissen seines Bruders und nach den Chancen des ganzen Projekts. Man hielt ihn gegenwärtig für einen sehr reichen Mann, hatte aber kein rechtes Vertrauen zu der Solidität seiner Unternehmungen und legte ihm deshalb Schwierigkeiten in den Weg. Uebrigens gab es für mich auch noch ein anderes Hinderniß, mich in der gewünschten Weise zu betheiligen, worüber ich freilich nicht sprach. Die Höneburg gehört gar nicht mehr mir."

Der Professor schwieg und wich seinem Blick aus, der irgend eine Ueberraschung vorausverkündigen zu wollen schien.

„Sie gehört meinem Sohne Xaver," fuhr der Graf fort, „seit länger als dreißig Jahren."

„Gerade heraus, ich habe eine auf diese Schenkung bezügliche Urkunde unter den übrigen verlassenen Papieren meiner Mutter gefunden," sagte Schönrade etwas gepeinigt. „Die Schenkung ist nicht acceptirt worden. Es versteht sich also ganz von selbst, daß sie für widerrufen zu erachten ist."

„Das versteht sich keineswegs von selbst," entgegnete der Graf. „Vielmehr habe ich mich aus-

drücklich des Widerrufs begeben. Wer weiß, ob das Stück Sand und Haideland nicht inzwischen einen Werth erhalten hat, der —"

Schönrade legte die Hand auf seinen Arm. „Sprechen wir jetzt nicht davon," bat er.

„Sie haben Recht," sagte der Graf freundlich. „Lassen Sie mich lieber wissen, was mein gelehrter Sohn jetzt thut und treibt. Sie werden mir's nicht übel nehmen, daß ich Ihre Werke noch nicht kenne; aber jetzt interessirt mich jede Druckzeile, und noch heute schreibe ich meinem Buchhändler —"

„Das wäre Verschwendung," fiel Xaver ein, griff in eine Pappenveloppe auf seinem Schreibtische und zog ein dickes Buch hervor. „Wenn Sie ein Geschenk nicht verschmähen, das mich nichts kostet —"

Der Graf dankte mit vieler Herzlichkeit. Bald waren sie in ein sehr lebhaftes Gespräch über eine wissenschaftliche Materie verwickelt. Es schien, daß alte Bekannte freundschaftlich disputirten.

XVIII.

Die nächsten Tage hatten nicht viele Stunden, die Vater und Sohn getrennt von einander verlebten. Der Graf war unablässig bemüht, Xaver seine Freude über den unverhofften Gewinn dieses Wiederfindens zu bezeugen, und dieser vergaß mehr und mehr, daß er sich vorgenommen hatte, eine sehr reservirte Haltung zu behaupten. Er hätte die kälteste Natur sein müssen, wenn sich die mit aller Stärke vorbrechende Neigung des alten Herrn nicht auch seinem Herzen hätte fühlbar machen sollen.

Es konnte schon gar nicht mehr die Frage sein, welches Uebergewicht von Schuld auf der einen oder anderen Seite jenes traurige Zerwürfniß herbeigeführt hatte, das auch Vater und Sohn einander entfremdete. Man hatte einander spät wiedergefunden, freute sich der Gunst des Schicksals, das die Scheidewand zwischen beiden nicht

hatte undurchdringlich stark werden lassen, riß aus derselben einen Stein nach dem andern und hatte sie bald bis auf die Fundamente gänzlich abgetragen. Das förmliche „Sie“ machte dem vertraulichen „Du“ Platz; es hieß nicht mehr „Herr Graf“ und „Herr Professor“. Auch Kunibert fand sich in das neue Verhältniß vortrefflich. Es schien ihn ungemein zu beruhigen, daß sein Vater, dessen stets schwermüthige Stimmung ihn betrübt und niedergedrückt hatte, nun wieder heiter und lebensfroh war; er vergaß darüber seine eigenen Beschwerden, faßte frischen Muth und entwickelte beim Gespräche im Kreise der drei Vertrauten Gaben des Gemüths und des Verstandes, die selbst den Grafen überraschten.

Daß derselbe fortfuhr, mit der größten Offenheit Xaver in alle seine Lebensschicksale einzuweihen, konnte dessen freundschaftliche Zuneigung nur stärken. Xaver wußte bald, daß seine zweite Ehe unglücklich gewesen war. Die Frau hatte einer sehr alten und vornehmen Familie angehört, die in dem Kreise, zu dem der junge Graf Gleichenau sich gesellt sah, dominirte. Man liebte es dort, die Gegenwart mit ihren politischen und socialen Neugestaltungen zu möglichst ignoriren und sich in mittelalterliche Anschauungen zurückzuschrauben, hielt

mit Strenge darauf, daß von dem gesellschaftlichen Umgange alle Elemente fern gehalten wurden, die diese Selbsttäuschungen hätten stören können, und gefiel sich in maßloser Ueberschätzung seiner Bedeutung, um auch im kleinsten nicht dem Zeitgeiste Rechnung tragen zu dürfen. Jeder in diesen Kreis Eintretende sah sich wie mit einem Netze umstellt, das seinen Bewegungen bestimmte Grenzen setzte, über die gar nicht mehr unterhandelt werden durfte. Er konnte ausbrechen, aber die Rückkehr war dann unmöglich. Es hätte des moralischen Muthes eines Reformators oder der selbstbewußten Ruhe eines Philosophen bedurft, um eine solche Ausschließung auf die Dauer zu ertragen, oder wohl gar an eine Umbildung dieser Zustände die erste Hand zu legen. Der junge Gleichenau aber liebte das Leben und meinte es jetzt, im Besitze großer Reichthümer, erst recht genießen zu sollen. Gerade dieses plötzliche Hinaufrücken in eine Stellung, die einen anderen Menschen zu fordern schien, machte ihn geneigter, jene künstlich geschrobenen Gesellschaftsverhältnisse für die standesgemäßen und deshalb natürlichen zu nehmen. Seine Befürchtung, Camilla in diesen Kreis einzuführen, war wirklich nicht grundlos, und sie selbst erleichterte ihm den an sich so schweren Entschluß, mit

ihr zu brechen, indem sie ihm durch jeden Brief mehr bewies, wie unfähig sie sein würde, sich bei den unausbleiblichen Zurücksetzungen jeder Art zu beherrschen.

Sobald er erkannt hatte, gegen den Strom nicht schwimmen zu können, hatte er es für das günstigste gehalten, mit demselben möglichst in erster Linie zu treiben. Ohne jede Herzensneigung hatte er seine Werbung gerade bei jener stolzesten Familie angebracht. Die junge Dame, der sie galt, war durchaus in den Grundsätzen erzogen, die Stolz, Uebermuth und hochfahrendes Wesen zu aristokratischen Tugenden stempelten, dabei von schwächlichem Körper und sehr reizbar. Gleichwohl wäre die Ehe vielleicht weniger unglücklich gewesen, wenn auf beiden Seiten dieselbe Gleichgültigkeit das gegenseitige Benehmen bestimmt hätte. Leider glaubte die Gräfin, ihrem Manne die Hand nicht nur auf den Wunsch ihrer Eltern, sondern aus Liebe gereicht zu haben, und erhob Ansprüche, denen sein noch immer tief verwundetes Herz nicht gewachsen war. Sie entdeckte bald seine noch im geheimen fortdauernde Neigung zu der geschiedenen Frau und quälte ihn nun unbarmherzig durch ihre eifersüchtigen Launen. So verkümmerte er gemüthlich mehr und mehr. Mit seinen Standes-

genossen, die ihn nun einmal dulden mußten, kam er in fortwährende Kollisionen, da er auf die Dauer aus seinen freieren Gesinnungen kein Hehl machen konnte; sie beobachteten alle seine Schritte mit Mißtrauen und suchten ihm Fesseln anzulegen, wo sie konnten. Zu diesen alle Behaglichkeit des Lebens störenden Zwistigkeiten kamen Unglücksfälle in seiner engsten Familie, die ihn tief niederdrücken mußten: mehrere Kinder starben ihm in sehr jugendlichem Alter; Jahre lang mußte er befürchten, alle jene Kümmernisse umsonst auf sich genommen zu haben, seine großen Besitzungen nicht einem Leibeserben hinterlassen zu können. Als ihm dann spät noch ein Sohn geboren wurde, lebte er doch in steter Angst, daß das schwächliche Kind bald seinen Brüdern folgen werde. Doch wirkte dasselbe wohlthätig auf das Verhältniß der Eheleute, die sich hier in der gleichen Sorge vereinen konnten. Der Graf war seiner Gattin dankbar für diese kaum noch erwartete Erfüllung seiner Hoffnungen, und die Gräfin milder und nachgiebiger in ihrem ganzen Wesen. Kunibert hatte so viel Liebe von beiden Eltern erfahren, daß er auch diese selbst in guter Harmonie glauben konnte. Er fühlte sich daher auch nicht in seiner Mutter verletzt, als er nach deren vor zwei Jahren erfolgtem Tode

erfuhr, daß sein Vater schon vorher verheirathet gewesen, und als ihm derselbe das Bild seiner ersten Frau als ein werthes Andenken zeigte, das er von nun an immer vor Augen haben wolle. Die Kränklichkeit des Sohnes gab dem Grafen genügende Veranlassung, für seine Güter eine Administration einzusetzen und sich mit ihm an Orte zu begeben, wo er der besten ärztlichen Hilfe und nebenher der tüchtigsten Lehrkräfte gewiß sein konnte. So war er seit mehreren Monaten nach Berlin gekommen, um eine gründliche Kur zu versuchen und, woran er freilich nicht entfernt gedacht hatte, seinen ältesten Sohn wiederzufinden.

Der Professor behielt, wenn er seine Amtspflichten nicht gänzlich vernachlässigen wollte, kaum Zeit, bei seiner Mutter anzusprechen und in der Villa draußen sich nach der Gesundheit der Frau Kommerzienräthin zu erkundigen. Die Gesundheit der Frau Kommerzienräthin gab freilich nur den Vorwand, um ein Wörtchen im Geheimen mit Lilli zu tauschen. Schon zwei Tage nach Käthchens Abreise konnte sie ihm ein Briefchen zustecken, um vierundzwanzig Stunden später die Antwort in Empfang zu nehmen. Käthchen schrieb sehr resolut und sehr schwermüthig zugleich. Sie hatte sich von ihrer Mutter gehörig den Text lesen lassen

müssen, war aber, wie sie versicherte, in ihrer Entgegnung sehr entschieden gewesen und hatte sich zu keinerlei Nachgiebigkeit verstanden. Dafür werde nun wahrscheinlich die Reise länger dauern, als ursprünglich beabsichtigt. Er konnte ihr melden, daß er seinen Vater gefunden habe und bereit sei, ihr „bis ans Ende der Welt“ nachzufolgen, wenn er erst hier Herr der Situation geworden sei. Daran fehle freilich noch viel, und deshalb bat er sie auch, noch nicht zu verlangen, daß er bei der gestrengen Frau Barbara als Freiherr von Höneburg anklopfe. Alles, was sich auf dieses Verhältniß beziehe, müsse vorerst noch Geheimniß der nächstbetheiligten Personen bleiben. „Aber beruhigen darf es Dich, mein geliebtestes Mädchen,“ schrieb er, „daß unser Schifflein nun doch einen Nothanker führt, den man in einer Stunde ernstlicher Gefahr auswerfen kann.“

Bei seiner Mutter hatte er einen schweren Stand. Es war bei dem ersten und zweiten Begegnen nach jener wichtigen Unterredung, als sei er ihr fremder geworden und dürfe nicht mehr bis an ihr Herz heran. Sie empfing und entließ ihn mit ganz ungewohnter Förmlichkeit, sprach recht ostensibel über die gleichgültigsten Dinge und suchte

sofort abzulenken, wenn er die Saite anschlug, die für ihr Gefühl einen Mißklang gab.

Er ließ sich dadurch freilich nicht beirren, in seiner offenen und geraden Weise über seine Erlebnisse zu berichten, zu erzählen, wie er den Grafen gefunden habe, und dessen Liebenswürdigkeit zu rühmen, aber ganz frei zu Muthe war ihm dabei nicht. Es konnte schon für einen Sieg gelten, daß sich Camilla dergleichen Mittheilungen nicht verbat, daß sie ihn, wenn er sich nicht ablenken ließ, wenigstens anhörte und seine günstigen Urtheile nicht leidenschaftlich verwarf. O, er konnte bei aller Offenheit und Geradheit auch recht diplomatisch sein, der gute Professor! Er wußte, daß das menschliche Herz, auch das beste, sehr wunderliche Anwandlungen von Schadenfreude hat und am leichtesten verzeiht, wenn sich das Unrecht, durch das es gekränkt worden, gleichsam schon selbst gerächt hat. Er täuschte sich gar nicht darin, daß es ihr eine gewisse sehr menschliche Befriedigung gewährte, zu erfahren, der Abtrünnige habe kein Glück gefunden und reichlich Disteln geerntet, und er schilderte nun seine Leiden vielleicht nicht ohne Uebertreibung und gar nicht, als ob er etwa ihr Mitleid erregen, sondern als ob er etwas sie Beruhigendes

mittheilen wollte. Er erreichte seinen Zweck, ihr nicht nur die Kenntniß von allen diesen Dingen beizubringen, gegen die sie sich bisher sorgsam verschlossen gehalten hatte, sondern auch ihr Gemüth allmählich zu erweichen und milder zu stimmen, über alle Erwartung rasch. Daß der Graf ihr Bild mit solcher Verehrung aufbewahrte, war natürlich nicht vergessen, erst ganz beiläufig zu erwähnen, dann nachdrücklich zu betonen, da der Eindruck offenbar ein günstiger war.

Eines Abends, als er sie aus dem Theater abholte, überraschte sie ihn durch die Nachricht, daß sie Vormittag „großen Empfang“ gehabt habe. Er meinte im ersten Augenblick nicht anders, als daß der Graf seine Ungeduld nicht länger habe bezwingen können; um so niederschlagender wirkte die Eröffnung, daß Madame Feinberg und Tochter sich das Vergnügen bereitet hätten, der „großen Sängerin Camilla Bellarota“ und „der Mutter des berühmten Professors Schönrade“ aufzuwarten. „Ich hätte gar nicht geglaubt, noch eine Berliner Merkwürdigkeit zu werden,“ plauderte sie heiter. „Das Fräulein muß übrigens ihres Vaters Kopf haben, wenn sie ihren Witz überhaupt geerbt hat, denn die Mama ist trotz des Modemagazins, das sie auf sich herumträgt, auffallend einfach. Sie

war ganz Bewunderung meiner Zwerggewächse auf dem kleinen Blumentische und fand sie so natürlich, als ob es ihre Bestimmung sei, in einem Porzellantopfe zu wachsen und von der Berliner Nachmittagssonne angeschienen zu werden.“ Er mußte laut auflachen. „Sie baten mich um die Erlaubniß,“ fuhr sie fort, „mich recht oft zu Ausfahrten abholen zu dürfen. Nun — Du weißt ja, ich fahre gerne in einer stattlichen Karosse. Aber über Dich haben sie sich bitter beklagt! Ich soll Dir sagen, daß Du ein sehr ungalanter Mensch bist, der eigentlich gar nicht verdient, daß man sich um ihn kümmere. Was nicht sonst noch? Ich habe versprechen müssen, meine mütterliche Autoriät aufzubieten, Dich wieder auf den Weg der Pflicht zurückzuführen; aber was meine mütterliche Autorität seit einiger Zeit zu bedeuten hat, weiß ich am besten.“ Sie seufzte dazu.

Am nächsten Morgen wurde ihm ein zierliches Briefchen abgegeben. Das gepreßte Couvert kam offenbar aus derselben Mappe wie jenes, in dem Madame Feinberg ihm ihre Ankunft gemeldet hatte; die Aufschrift war von Sidoniens Hand. Sie schrieb: „Ihr Freund ist so indiskret gewesen, wie Sie ihm ausdrücklich erlaubt haben, es zu sein — ich habe danach sofort meine Beschlüsse

gefaßt — Ihr Gewissen darf sich ganz beruhigt fühlen: ich bin frei! S.“

Er erschrak und wußte im ersten Augenblicke selbst nicht, worüber. Sein Kopf war in diesen Tagen so beschäftigt gewesen mit anderen Dingen, daß er nicht geringe Mühe hatte, seine Erinnerungen so weit zu ordnen, um dieses Räthsel lösen zu können. Sein Freund —? Wer war sein Freund? Ah, wahrscheinlich Herr von Fuchs, den er in seinem Herzen noch nie mit dieser Bezeichnung beehrt hatte. Und was konnte er geplaudert haben? Worüber durfte sein Gewissen beruhigt sein? Nur das letzte „ich bin frei“ war verständlich, und das eben erschreckte ihn. Er begriff, weshalb sie es ihm sagte. Er begriff endlich auch, was die Worte vorher sagen wollten. Wie gründlich hatte er sich getäuscht, wenn er glaubte, selbst frei zu werden, indem er Sidonie daran erinnern ließ, daß sie Braut sei! Nicht ohne Beängstigung konnte er an die Möglichkeit denken, daß sie in seiner Mahnung wohl gar eine Aufforderung gesehen habe, jene Fesseln abzuwerfen, die seine Gewissenhaftigkeit respektirte. Er ging unruhig auf und ab und überlegte, was zu thun sei.

Die Sache komplizirte sich, als sich gegen Mittag

zu seiner größten Verwunderung Madame Feinberg bei ihm melden ließ.

Die sonst so gelassene Dame schien sich in gewaltiger Aufregung zu befinden. Es war, als ob sie sich vergessen hätte, roth zu schminken, so gelblich bleich sah sie aus. „Was werden Sie von mir denken, mein bester Herr Professor," begann sie, den Platz auf dem Sopha ablehnend und sich auf einen Stuhl am Fenster setzend, „daß ich Sie hier aufsuche? Aber ich mußte durchaus ungestört mit Ihnen sprechen — und im Hotel — Sidonie weiß gar nicht, daß ich mich zu diesem Schritte entschlossen habe; sie darf auch nicht erfahren — nein! Sie darf nichts davon erfahren, ich würde sonst für alle Zeit ihr Vertrauen verlieren. Es handelt sich ja um etwas, das sie — Wie sage ich Ihnen das nur?"

„Beruhigen Sie sich doch nur, gnädige Frau," bat Schönrade, der selbst ziemlich außer Fassung war; „es wird ja doch kein Unglück — Und rechnen Sie in jedem Falle auf meine ergebenste Dienstwilligkeit."

Sie reichte ihm die Hand und sah ihn dabei mit einem Blicke an, der einen Stein hätte rühren können. „Sie sind ein Freund unseres Hauses," flötete sie, „gewiß, Sie sind ein Freund unseres

Hauses — ich wußte ja, an wen ich mich wandte. Sie sind eingeweiht in die Familienverhältnisse, werden beurtheilen können — Ach! Daß ich doch Sidonie nicht nachgegeben, in diese Reise nicht gewilligt hätte, deren Zweck ich erst jetzt zu durchschauen anfange! Aber ich bin eine schwache Mutter, eine sehr schwache Mutter." Dabei lächelte sie zärtlich über das Spitzentuch hin, das sie bald auf das rechte, bald auf das linke Auge tupfte, ohne eine reelle Thräne abwischen zu können. „Sie wissen, daß Sidonie verlobt ist, verlobt mit Moritz Amberger. Sie kennen Herrn Moritz Amberger — er ist ein guter, in seiner Art ganz liebenswürdiger Mensch, aus bester Familie, wenn Sie wollen, die erste Partie in unserer Stadt, nur für Sidonie —" Sie zuckte die Achseln. „Ich fürchtete gleich, daß Sidonie sich übereilt haben würde, als sie ihm das Jawort gab, aber der Vater war so dringend — Sehen Sie, das ist der schwierige Punkt. Feinberg ist Geschäftsmann, er sieht die Welt mit anderen Augen an als wir. Für die Stimme der Natur hat er kein Gehör; er kombinirt, und was in seinem Kopfe zusammenpaßt, soll auch in der Welt zusammenpassen; das weibliche Herz aber —"

Er unterbrach ihren Redeschwall. „Aber wollen Sie nicht bedenken, gnädige Frau, daß ich —“

„Das weibliche Herz fordert sein Recht,“ fuhr sie lebhafter fort, „und Sidonie hat ein großes, ein schönes Herz. Gott! Das Kind wird — ganz unter uns, lieber Herr Professor — reichlich eine Million erben; kein Fürst dürfte sich schämen, um sie anzuhalten; aber für sie existirt der Reichthum nicht, Glanz und äußere Auszeichnung lassen sie kalt, eiskalt — ich kann Sie versichern, eiskalt!“

Sie machte eine Pause und schien zu erwarten, daß er sich darauf äußerte.

„Ihr Fräulein Tochter hat Geist genug,“ sagte er, etwas verlegen zustimmend.

„Geist!“ rief sie. „Nicht wahr, sie hat Geist? Ja, sie hat Geist, die arme Sidonie, und das ist ihr Unglück! Das ist ein schweres Unglück. Wenn sie nicht Geist hätte, würde ihr Herz leichter befriedigt sein. Das Weib will sich anlehnen, hinaufschauen, aufgehen in einem Höheren — es will ganz Natur, ganz Idealismus sein! Aber was man übersieht, kann man nicht lieben, und Moritz — Sie kennen ihn ja! Sidonie übersieht ihn, sie kann ihn nicht lieben.“

„Es ist sehr bedauerlich,“ bemerkte er zurückhaltend, „daß Ihr Fräulein Tochter dies so spät —“

„Ja, sehr bedauerlich," stimmte sie bei. „Aber erst als ihr der volle Gegensatz vor Augen trat — O, verstehen Sie mich nicht falsch, bester Herr Professor, wenn ich sage, daß Sie diese Selbsterkenntniß, freilich ganz unwissentlich und unabsichtlich, beschleunigt haben."

„Ich, gnädige Frau?"

„Sie, Sie! Ich bin weit entfernt, Ihnen etwas Schmeichelhaftes sagen zu wollen, aber Sie sind ein Mann von Geist, ein Mann —"

„Gnädige Frau —!"

„Ein Mann von ungewöhnlichen Gaben, und der Zufall wollte es, daß Sie sich neben Moritz stellen mußten, und Moritz verlor dadurch bei Sidonie den letzten Halt. Ich will Ihnen keine Schuld beimessen; Sie können ja nicht dafür, daß Sie sind, was Sie sind. Ich will nur erklären, wie es dahin gekommen ist, daß Sidonie erst das Bedürfniß einer Entfernung fühlte, und jetzt — Errathen Sie nichts?"

Er hatte nicht mehr nöthig zu rathen und durfte doch auch nicht sagen, daß er es wisse. Sein verlegenes Schweigen ließ jede Auslegung zu.

„Sie errathen es," fuhr die Dame ermuthigt fort. „Sidonie hat Herrn Amberger abgeschrieben,

sie ist nicht mehr die Braut dieses unbedeutenden Menschen, der nie ihr Herz besaß."

Sie sah ihn dabei so triumphirend an, als erwartete sie einen Ausruf der Freude. Das verwirrte ihn im Moment gänzlich. „Ich nehme gewiß allen Antheil an den Geschicken Ihrer werthen Familie," antwortete er sehr kleinlaut, „aber wenn Sie, wie es mir schien, Grund zur Besorgniß hatten, daß diese unerwartete Entscheidung Ihrer Fräulein Tochter unliebsame Folgen nach sich ziehen könnte, so weiß ich wirklich nicht, wie ich — Es sollte mir sehr leid thun, wenn Fräulein Sidonie sich übereilt hätte."

„Uebereilt?" wiederholte Madame Feinberg, den Ton lang ausziehend und ganz Erstaunen. Sie hatte auf eine andere Erklärung gehofft. Dann aber faßte sie sich schnell. „Ja, übereilt! Freilich — wenn sie sich übereilt hätte! Mein Mann wird sehr ungehalten sein, er rechnete auf diese Verbindung, er hat sich danach geschäftlich arrangirt, er wird ihre Weigerung Eigensinn nennen, er wird mir Schuld geben, daß ich seine Pläne kreuzen helfe. Das war's ja eben, was mich zu Ihnen führte, zu einem Freunde." Sie betonte die letzten Worte möglichst stark. „Ich bitte Sie, sprechen Sie mit Sidonie; sie vertraut Ihnen

unbedingt. Machen Sie ihr Vorstellungen — sagen Sie ihr gerade heraus Ihre Meinung, gerade heraus! Sie dürfen ganz ohne Rückhalt sprechen, ganz, wie Ihr Herz — was sage ich? — ganz wie Ihr besonnener Verstand dem armen Kinde glaubt rathen zu müssen. Und wenn sie fest bleibt — mein Himmel, ich könnte es ihr doch als liebende Mutter nicht übel nehmen! — so haben Sie vielleicht die Güte, mir zu helfen, die Angelegenheit mit Moritz Amberger und mit meinem Manne brieflich so zu ordnen, daß sich im Verkehr der beiden Männer die Folgen möglichst wenig bemerklich machen. Es wäre ja nicht nöthig, daß ein Bruch zwischen den beiden Häusern — Man könnte, meine ich, Herrn Amberger jede irgend zuläßige Konzession bewilligen. Mein Himmel! Die Sache hat eigentlich nach der anderen Seite hin gar keine Schwierigkeiten. Mein Mann wünscht seine einzige Tochter nur gut versorgt zu sehen; er würde gewiß gerne seinen Segen geben, wenn sie ihre Hand einem Manne schenkte, den sie liebte. Den sie liebte! Das bleibt denn doch immer die Hauptsache. Ich kann nicht einsehen, warum unser Schwiegersohn gerade ein Kaufmann sein müßte. Sidonie hat Geist, sie hat Kenntnisse, sie bewegt sich gern in gebildeten Kreisen —"

sie hüstelte in ihr Tuch. „Aber wovon rede ich?“ Verdenken Sie es der betrübten Mutter nicht, wenn sie ihre Worte ungeschickt setzt, wenn sie ihre geheimsten Herzenswünsche — Sie sind ja ein Freund! Vor allem sprechen Sie mit meiner Sidonie.“

Sie war aufgestanden, hatte seine Hand ergriffen und sie von Zeit zu Zeit an ihr Herz gezogen, dabei das Spitzentuch nicht ruhen lassen und sich langsam nach der Thüre dirigirt. Nun schloß sie ihre lange Rede mit einem halb bittenden, halb ermunternden Blicke und entfernte sich, ohne seine Antwort abzuwarten. Sobald sie sich von jedem Zwange frei fühlte, verlor ihr Gesicht sofort den freundlichen Zug von Wohlwollen, und eine verdrießliche Miene trat an die Stelle. Wenn sie erwartet hatte, die Partie für ihre Tochter rasch zu gewinnen, so sah sie sich jedenfalls betrogen; aber sie war auch noch nicht verloren, und sie durfte hoffen, nicht zu viel verrathen zu haben, wenn ein Rückzug nothwendig würde. Eine Erklärung so oder so mußte nun doch erfolgen.

Der Professor blieb in der übelsten Gemüthsverfassung zurück.

Seine Gutherzigkeit wollte ihm nicht erlauben, an eine Komödie zu glauben, am wenigsten an

eine solche, bei der Sidonie eine Rolle spielte. Weshalb sie Amberger abgeschrieben hatte, meinte er zu wissen; aber wenn sie ihn selbst wirklich liebte, war sie nicht zu bemitleiden? Konnte ihre Mutter nicht ernstlich besorgt sein wegen der Konsequenzen eines Schrittes, der nicht voraus im Familienrathe erwogen war. Konnte ihr seine Vermittelung nicht wirklich erwünscht sein? Dazu paßten allerdings gewisse Andeutungen gar nicht; wenn er sich's überlegte, was sie eigentlich von ihm positiv gefordert hatte, so ließ sich aus allen ihren Reden kaum ein verständlicher Satz formuliren. Nein, sie hatte andere Absichten; sie wollte ihn auskundschaften — mit oder ohne Wissen Sidoniens. Er sollte sie sehen, sie sprechen, darauf kam es ihr an; er sollte zugleich erfahren, daß er nichts wage. Und dabei wissen, was er wußte! Die Situation fing an, unerträglich zu werden.

„Es geht so nicht weiter!" rief er sich selbst zu. „In dieses Verhältniß muß Klarheit kommen, und das so schnell als möglich. Ich bin es mir und Käthchen, ich bin es auch Sidonie schuldig. Noch ist nichts geschehen, was sie kompromittiren könnte; aber sie ist auf dem Wege, sich selbst die schwerste Kränkung zuzufügen. Es ist Pflicht, die

Wahrheit zu sagen." Nach einer Stunde fühlte er sich wieder ganz frei; er hielt es für das beste, seine Beschlüsse sogleich zur Ausführung zu bringen.

Vor dem Hotel traf er Herrn von Fuchs, der eben von der Treppe auf die Straße abbog. „Wollen Sie hinauf?" rief derselbe ihm zu. Schönrade bejahte.

„Heute schauerliche Stimmung — tragische Anwandlungen; haben eben ein furchtbar tiefsinniges Gespräch über den Tod gehabt."

Der Professor stutzte. „Das Fräulein denkt doch nicht etwa ernstlich ans Sterben?"

„Ich weiß nicht. Vorläufig haben wir in der letzten Minute für diesen Abend beschlossen, uns in einer Loge des Friedrich-Wilhelmstädtischen Theaters zusammenzufinden, wo man die schöne Helena gibt. Das Leben sei nur noch in der Karikatur erträglich, meinte Sidonie."

„Madame Feinberg ist doch schon zurück?"

„Ja wohl. Aber wie wissen Sie, daß sie ausgegangen war?"

„Ein andermal, lieber Fuchs. Amüsiren Sie sich nach Kräften!" Er reichte ihm flüchtig die Hand, ging ins Hotel und ließ sich melden.

Er fand Sidonie allein. „Kommen Sie, Ungetreuer, also endlich doch?" rief sie ihm entgegen,

indem sie sich in ihrem Fauteuil aufrichtete und ein Buch auf den Tisch legte.

„Ich muß ja wohl, wenn es etwas zu gratuliren gibt,“ sagte er möglichst ungezwungen.

„Zu gratuliren?“ fragte sie, ihn scharf ansehend. Es war, als wollte sie mit einem einzigen Blicke von seinem Gesichte ablesen, welche Gedanken sich hinter dieser mächtigen Stirne umtrieben, die sich über das krause schwarze Haar vorwölbte, und was dieses Lächeln bedeuten sollte, das um die halbgeöffneten Lippen spielte.

„Ich meine doch, Sie haben mir etwas Frohes berichten wollen,“ entgegnete er, „als Sie mir meldeten —“

„Still,“ unterbrach sie ihn, nach der nicht völlig geschlossenen Thüre zum Nebenzimmer blickend, „meine Mutter darf nicht wissen —“

„Sie sind frei,“ fuhr er leiser fort. „Wenn ich aufrichtig sein soll, muß ich gestehen, daß mich diese Nachricht nicht sonderlich überraschen konnte. Wie ich Sie kennen lernte, traute ich jenem Bunde keine Dauer zu.“

„Nicht wahr, ich mußte ihn lösen, um mich zu retten?“

„Und doch —“

„Doch?“

„Man darf sich nicht Illusionen hingeben, mein Fräulein. In solchem Bunde ist das Glück sicher allemal nur dann zu finden, wenn man sich in seinen Ansprüchen zu beschränken weiß. Es gibt Naturen, die alles Erreichte unbefriedigt läßt, die nur im Begehren Genuß finden; ihnen ist eigentlich, wenn sie sich weise auf sich selbst verstehen, das lockerste Band das zuträglichste.“

Sie senkte die Augen und zog die Unterlippe zwischen die Zähne. „Und eine solche Natur, wollen Sie sagen, wäre — ich?“

„Mir steht darüber kein Urtheil zu. Ich will nur sagen, daß ich selbst mich für so ganz anders organisirt halte, um mir Ihre Gratulation gerade zu dem entgegengesetzten Ereignisse mit derselben Befriedigung entgegennehmen zu können.“

Seine Stimme fing an zu zittern. Sidonie blickte scheu auf und tastete mit der Hand nach dem Buche auf dem Tische. „Sie sprechen in Räthseln,“ sagte sie.

„Aber ich verlange nicht, daß Sie sich mit der Lösung bemühen sollen,“ fuhr er mit gezwungener Unbefangenheit fort. „Es trifft sich sonderbar, mein liebes Fräulein, daß ich gegen Ihr vertrauliches: Ich bin frei! etwas auszutauschen habe,

das eben so nur für eine befreundete Seele bestimmt ist: Ich bin verlobt!“

„Verlobt!“ schrie sie auf, und alle ihre Muskeln zuckten krampfhaft. „Verlobt?“ wiederholte sie, das Wort zwischen den Zähnen hervorpressend, während ihr Kopf gegen die Lehne zurücksank. „Sie — sind — verlobt?“

„Heimlich! Mit einem guten liebenswürdigen Mädchen, dessen Namen ich auch Ihnen jetzt noch nicht nennen darf. O, wenn Sie wüßten, wie glücklich —“

Sidonie wehrte mit der Hand jedes weitere Wort ab. Ihr Gesicht war schmerzlich verzogen, die Stirne über den Augenbrauen zornig gefaltet. Sie schien sich erheben zu wollen nnd doch alle ihre Glieder wie gelähmt zu fühlen. Den Professor erschütterte dieser Anblick; er hatte sich nicht vorgestellt, daß sie so gänzlich die Herrschaft über sich verlieren würde, und es war ihm nicht möglich, länger den Unwissenden zu spielen. Er trat zu ihr und legte, sich niederbeugend, die Hand auf ihren Arm. „Sidonie,“ sagte er mild, „wenn Sie sich getäuscht haben sollten, wenn ich bedauern müßte —“

In diesem Augenblicke erschien Madame Feinberg

in der Thüre feuerroth und mit flammenden Augen. „Sidonie!“ rief sie imperatorisch.

Sidonie stieß seine Hand zurück und stand auf. Es war ein Blick tiefsten Hasses, den sie ihm zuschleuderte; dann verließ sie, ohne noch ein einziges Wort zu sprechen, das Zimmer. Die Thüre wurde laut ins Schloß geworfen.

Schönrade stand eine Minute lang wie betäubt. Er hatte nichts verloren, und doch schlug ihm das Herz unruhig, als habe es sich mit einer Schuld abzufinden. Liebe nicht erwidern zu können, bedeutet dem liebenden Herzen auch eine Schuld.

Er entfernte sich traurig, um seinen Vater zu besuchen, der ihn gewiß schon sehnsüchtig erwartete.

XIX.

Käthchens Geheimniß war bei Lilli nicht so gut bewahrt, als die Freundinnen sich's gedacht hatten. Daß Mr. Fairfax unter dem Siegel der Verschwiegenheit alles erfuhr, kann sich von selbst verstehen: Bräute haben ein sehr zartes Gewissen. Der Engländer fand die Sache nicht ganz nach seinem Geschmack und mahnte zur Vorsicht, ließ sich aber gelegentlich doch selbst zum Briefträger brauchen. Der Professor war ihm nun einmal eine angenehme Persönlichkeit, für die von seinen strengen Grundsätzen abzuweichen ihn nicht gar zu viel Ueberwindung kostete. Von ihm war also kein Verrath zu befürchten. Aber darauf war nicht gerechnet, daß Lilli selbst ihren kleinen Kopf bald viel zu voll von eigenen Herzensangelegenheiten haben würde, um denen der Freundin die sehr nöthige Aufmerksamkeit schenken zu können. Sie schrieb nicht so regel-

mäßig, wie sie versprochen hatte, und wenn der Diener melden kam, daß Mr. Fairfax angelangt sei, konnte sie vom Schreibtisch aufspringen und ihre Mappe einzuschließen vergessen, wohl gar einen angefangenen Brief offen liegen lassen, oder den Einschluß des Professors oben auf legen, wo die Aufschrift von seiner festen Gelehrtenhand jedem in die Augen fallen mußte. Erst nach Stunden erinnerte sie sich dann an das Versäumte und tröstete sich damit, daß ja doch niemand auf ihrem Zimmer etwas zu thun gehabt habe.

Einmal war aber doch die Mama dorthin verirrt, um den zweiten Theil eines Romans zu suchen, den Mutter und Tochter gemeinschaftlich lasen. Sie füllte die Zeit, wo sie das Brautpaar sich selbst zu überlassen und doch aus der Ferne zu beobachten hatte, am liebsten mit Lektüre aus. Es war sehr natürlich, daß sie zuerst das Fach über dem Schreibtisch durchmusterte, auf dem Lillis kleine Bibliothek in Goldschnitt ihren Platz hatte, aber gewöhnlich auch die Bücher aus der Leih-anstalt ein Unterkommen fanden, und daß die offene Mappe mit Briefschaften aller Art nicht unbemerkt bleiben konnte. Die Kommerzien-räthin war nicht neugierig, aber diese Gelegenheit erwies sich doch zu verlockend, um sich einmal zu

unterrichten, was eigentlich die beiden Mädchen so erstaunlich viel zu korrespondiren hätten. Sie fand mehrere Briefe Käthchens, auch den jüngsten, der erst vor wenigen Stunden angelangt war, ein verschlossenes Kouvert mit der Adresse des Professors und einen Briefbogen, auf dem Lilli angefangen hatte zu schreiben: „Liebstes Herz! Ich hoffe, der Professor läßt sich heute Abend blicken, um Deine Sendung in Empfang zu nehmen; sein Ahnungsvermögen pflegt in solchem Falle immer untrüglich zu sein. Da er dann jedenfalls auch etwas für Dich mitbringt, das doch wo möglich noch vor Nacht zur Post soll, so schreibe ich lieber gleich Vorrath, weil später mein Bräutigam . . ." Die Kommerzienräthin wußte genug.

Das also war der Grund, weshalb Schönrade ein so regelmäßiger Abendgast in der Villa gewesen war, weshalb er jetzt so viel seltener ein Stündchen erübrigen konnte: Käthchen Amberger war der Magnet gewesen, den nun jetzt nur noch seine Briefe herzogen. Und gleichsam unter ihren Augen hatte sich dieser Liebeshandel fortspinnen können; selbst ein geheimes Verlöbniß hatte man gewagt, und ihre eigene Tochter konnte sie so sträflich hintergehen und sich sogar bei diesem unerlaubten Spiel betheiligen! Man muß zugeben,

sie hatte alle Ursache, vor Aerger roth zu werden, wenn sie daran dachte, daß Frau Amberger ihr wohl gar Schuld geben könnte, unachtsam gewesen zu sein oder dem heimlichen Verkehr Vorschub geleistet zu haben. So motivirte sie freilich auch ihre Entrüstung bei sich selbst, aber es war doch gar nicht zweifelhaft, daß dabei sehr stark verletzte Eitelkeit mitwirkte. Es war zu verdrießlich zu erfahren, daß sie in der schwersten Täuschung befangen gewesen war, wenn sie sich selbst irgend welchen Einfluß auf die häufigen Besuche des Professors zuschrieb, daß er sie nur bei guter Laune erhielt, um sie abzulenken und desto sicherer im Trüben zu fischen. An ein so hinterlistiges Spiel seinerseits, glaubte sie, mußte sie glauben, wenn sie sich nicht sehr albern vorkommen wollte. Ja, er hatte mit ihr zu spielen gewagt, und das war ein unverzeihliches Vergehen!

Daß sie selbst gar nicht gewillt gewesen war, ihm irgend welche Konzessionen zu machen, die mit der Treue gegen ihren Gatten nicht bestehen könnten, daß sie nur ihre Phantasie hatte spielen lassen, um ihre schlaffen Nerven ein wenig anzuspannen, daß er mit keinem Wort oder Blick ihr auch nur so nahe getreten war, als sie selbst es gewünscht hatte, das sagte sie sich natürlich nicht.

Sie sagte sich überhaupt nichts, was auf dieses zarte Verhältniß Bezug hatte; sie suchte es in ihrem Gedächtniß gänzlich auszulöschen, wie etwas, das nie existirt hatte, oder an dessen Existenz zu denken lächerlich wäre. Aber indem sie den Stachel auszog, mit dem sie sich selbst verwundet hatte, fühlte sie doch, daß die Wunde schmerzte. Sie konnte sich einreden, daß etwas ganz anderes sie verletzte, aber wenn sie es wirklich versuchte, fiel sie damit doch nur auf einen neuen Selbstbetrug.

Was sie zu thun hätte, schien ihr keinen Augenblick zweifelhaft. Sich mit Lilli auszusprechen eilte nicht; aber der Professor mußte so schnell als möglich abgefertigt werden, wie er es verdiente. Sie steckte Käthchens Brief an ihn zu sich, um ihn diesmal selbst an die Adresse zu befördern.

Als Schönrade am Gitter sichtbar wurde, fiel Lilli erst wieder ihre Schreibmappe ein. Sie erinnerte sich nun auch, daß ihre Mutter nach dem Buch gefragt und daß sie es später in ihrer Hand gesehen hatte. Sie bat ihren Bräutigam, den Gast zu begrüßen, und eilte mit klopfendem Herzen auf ihr Zimmer. Da lagen Käthchens Briefe auf dem Tische, und die Einlage des letzten an den Professor fehlte. Alles Durchsuchen ihrer Papiere

war vergebens. Mit Thränen in den Augen kam sie in den Garten zurück.

Mr. Fairfax empfing sie und theilte ihr mit, daß die Kommerzienräthin den Gast sofort in Beschlag genommen und nach dem Pavillon geführt habe. Da saßen beide nun, und eben überreichte die Kommerzienräthin ihm ein Billet, das sicher das vermißte war. „Ach! was habe ich angerichtet!" klagte Lilli, sich abwendend.

Die Strafpredigt, die dem Professor zugedacht war, milderte und verkürzte sich doch in seiner wirklichen Gegenwart ganz bedeutend. Die spitzesten Wendungen, die er hatte zu hören bekommen sollen, blieben fort, nachdem er in gewohnter Weise ihre Hand geküßt und nach ihrem Befinden gefragt hatte. Freilich war darauf die Erklärung gefolgt, daß sie sich seit einigen Stunden sehr unwohl fühle, und daß er es diesmal zu verantworten habe, wenn ihr altes Nervenleiden wieder mit ganzer Stärke vorbreche, aber die Worte kamen doch nicht so strenge heraus, daß er nicht hätte wagen dürfen, sein jedenfalls ganz unwissentliches Versehen mit übertriebenem Eifer zu entschuldigen und sich zugleich als Arzt änzubieten. „Sie habe kein Vertrauen mehr zu seiner Kurmethode," antwortete sie und kam nun nach einer kurzen Ein-

leitung über das Vertrauen, das man ihm in diesem Hause geschenkt habe und das durch ihn zu ihrem aufrichtigen Bedauern in arger Weise getäuscht sei, zum Hauptpunkt. „Sie werden keine weitere Begründung meines Urtheils fordern,“ sagte sie, „wenn ich Ihnen diesen Brief überreiche, den Ihnen eigentlich Lilli überreichen sollte, und der durch einen Zufall in meine Hände fiel. Sie sehen, ich weiß alles.“

Auch er wußte nun alles. Aber wenn sie von ihren Worten eine niederschmetternde Wirkung erwartet hatte, so fand sich wenigstens auf dem Gesichte des Professors keine Spur davon ausgedrückt. Im Gegentheil verbreitete sich über dasselbe eine fast schalkhafte Heiterkeit, als er mit einer leichten Verbeugung den Brief aus ihrer Hand nahm und seinen Dank aussprach. „Ich freue mich,“ fuhr er fort, „daß der Zufall Ihnen eine Geheimbündelei aufgedeckt hat, die sehr wenig nach meinen Wünschen war. Ihnen, meine beste gnädige Frau, deren freundschaftliche Gesinnung mir außer Frage ist, würde ich mich sicher zuerst anvertraut haben, wenn ich Ihnen nicht gerade in diesem Falle die Rücksicht schuldig gewesen wäre, zu schweigen. Käthchen war Ihr Gast, Sie können mir's unmöglich verargen, wenn ich mich hütete,

Sie in die traurige Alternative zu versetzen, entweder aus Freundschaft für mich unsere geheime Protektorin zu werden, oder — mir Ihr Haus zu verbieten."

„Aber daß so etwas überhaupt geschehen konnte —!" eiferte sie, durch seine Ruhe nur noch mehr geärgert. „Mein Himmel! wenn ich bedenke, welcher Gefahr ich mein eigenes Kind aussetzte!"

„Welcher Gefahr?" fragte er, sie groß ansehend. „Ich hoffe, Sie hätten gegen mich wenig einzuwenden gehabt, wenn ich Ihnen eines Tages zu bekennen gehabt hätte, daß ich Lillis Herz gewonnen habe und um ihre Hand anhalte — es müßte sich denn Ihre gute Meinung von mir plötzlich sehr geändert haben."

„Mein Herr," fuhr sie auf, „eine solche Kombination ist mir wirklich bisher nicht in den Sinn gekommen."

„Sehr natürlich!" bestätigte er lächelnd. „Sie hatten ja über Lillis Hand bereits verfügt und konnten mich unmöglich in Verdacht haben, Ihre Pläne kreuzen zu wollen. Nehmen Sie aber an, daß Käthchen Ihre Tochter gewesen wäre —"

„Das ist unstatthaft, mein Herr," unterbrach sie. „Nicht wie ich vielleicht in meiner Gutherzigkeit die Sache angesehen hätte, sondern wie Frau

Amberger sie angesehen hat, ist entscheidend. Dieser Briefwechsel wird hinter ihrem Rücken geführt, er geht durch die Hand meiner Tochter — das bestimmt mein ferneres Verhalten."

Er öffnete seine Brieftasche, legte Käthchens Schreiben hinein und nahm zugleich einen anderen Brief in ebenso kleinem Kouvert heraus. „Darf ich Sie bitten, gnädige Frau," sagte er, indem er ihr denselben hinhielt, „auch über diese Schmuggelwaare zu verfügen, als ob der Zufall sie Ihnen in die Hand gespielt hätte?"

„Sie wollen mir zumuthen, Herr Professor —?"

„Durchaus nicht, daß Sie diesen Brief an Fräulein Lillis Stelle Käthchen einsenden sollen — Gott bewahre! Aber ich autorisire Sie hiermit feierlich zu einem Verrath unserer Liebesintrigue. Wenn Sie diesen Brief Frau Amberger zugehen lassen und dabei Ihrer Entrüstung über dieses jetzt erst entdeckte Versteckspiel einen möglichst vollen Ausdruck geben, so wird nicht der mindeste Zweifel an Ihrer Unschuld zurückbleiben. Vielleicht findet sich noch so viel Platz auf dem Briefbogen, um großherzig genug am Schluß, oder auch nur am Rande beizufügen, daß der Professor Schönrade doch eigentlich, abgesehen von diesem Frevel, gar

kein schlechter Mensch sei, und daß man es ihm eigentlich nicht übel nehmen könne, wenn er an ein Mädchen wie Katharina Amberger sein Herz verloren habe."

Damit traf er es nun bei der Kommerzienräthin gar nicht richtig. „Sie scheinen die Angelegenheit sehr scherzhaft zu nehmen," antwortete sie pikirt. „Ich bedaure, in diesem Falle nicht mitlachen zu können."

Er verschloß den Brief wieder und stand auf. „Binnen wenigen Wochen," sagte er sehr ernst, „hoffe ich eine Verlobungsanzeige in Ihrer Marmorvase zu sehen, gegen deren Legalität nichts einzuwenden sein wird. Bis dahin —"

„Haben wir wohl schwerlich auf das Vergnügen Ihres Besuches zu rechnen," fuhr sie fort, „da ja Briefe von und an Fräulein Katharina Amberger hier nicht mehr auszuwechseln sein werden."

Er strafte sie durch einen Blick des vollsten Verständnisses ihrer Worte, dem sie nicht Stand zu halten vermochte. Dann schien er deshalb aber mit sich selbst unzufrieden zu sein, und in dem früheren leichten Tone schloß er, ihr die Hand bietend: „Scheiden wir als gute Freunde, gnädige Frau."

Die Kommerzienräthin wendete sich schmollend ab. Er zuckte die Achseln, verbeugte sich tief und ging. Sollte sie sich persönlich verletzt fühlen? fragte er sich.

Jedenfalls war es ihm gar nicht unlieb, daß nun offen gehandelt werden mußte. Auf die Diskretion der erzürnten Dame war nicht zu rechnen.

In der That nicht! Sie war zu empfindlich gekränkt worden, um bei der günstigen Gelegenheit, die sich schon am nächsten Vormittage bot, durch Schweigen schonen zu können. Madame Feinberg machte mit Sidonie einen Besuch, dessen Absicht nicht lange verborgen blieb. „Wissen Sie denn schon das neueste, meine liebe Kommerzienräthin?“ fragte die Mama, „der Professor Schönrade — ha, ha, ha . . .“

„Ist verlobt,“ fiel die Räthin ein, um möglichst rasch zuvorzukommen.

„Und heimlich —“ fügte Sidonie hinzu. „Ein sehr jugendliches Vergnügen!“

„Sie sind ja seine intime Freundin, meine Beste,“ holte Madame Feinberg weiter aus, „und werden sicher wissen, mit wem? Oder sollte er auch Ihnen gegenüber —? hi, hi, hi . . .“

„Man kann Leute dieser Art schwer hindern, sich den Anschein eines vertrauten Umganges zu

geben," bemerkte die Räthin verweisend. „Uebrigens sollten wir doch lieber die gute Amberger bedauern —"

„Frau Amberger?"

„Nun freilich! Es kann ihr doch nicht angenehm sein, daß Käthchen sich, noch dazu in einem fremden Hause, auf solchen heimlichen Handel eingelassen hat, den man vielleicht einer Gouvernante ... Aber was ist Ihnen, mein Fräulein? Sie werden ja plötzlich todtenbleich?"

„O nichts — es ist nichts," versicherte Sidonie, sich auf einen Stuhl niederlassend. „Die schwüle Luft ... ich wachte schon mit Kopfschmerzen auf."

„Ja, das kann ich bezeugen," bestätigte die Mama, die mit ihrer Tochter einen vielsagenden Blick gewechselt hatte und wenig aufgelegt war, das frühere Thema weiter zu verhandeln. Katharina Amberger des Professors Braut! Das war eine Enthüllung, die viel zu denken gab und jedenfalls erst zwischen Mutter und Tochter unter vier Augen besprochen werden mußte.

Die Visite wurde wegen Sidoniens Unwohlsein abgekürzt. Noch denselben Tag ging ein Brief an Herrn Banquier Ignaz Feinberg aus dem Hotel ab.

Käthchen hatte aus München geschrieben. Es sei sehr wahrscheinlich, berichtete sie, daß ihre Mutter nicht nach der Schweiz, wie anfangs beabsichtigt, sondern über den Brenner nach Italien gehen werde. Philipp scheine sich in Florenz festsetzen zu wollen; er habe wieder so wunderlich geschrieben, daß man gar nicht klug daraus werden könne. Das sei wohl für sie bestimmend gewesen, die Reise weiter auszudehnen. In einer Nachschrift sagte sie: „Ich würde Dir gewiß nicht weniger gut sein, mein Theuerster, wenn Du mir erlauben wolltest, diesen Brief meinen letzten sein zu lassen, bis wir keinen geheimen Agenten zur Beförderung weiter brauchen. Es beschwert mein Gewissen mehr, als ich bisher gestehen wollte, so unaufrichtig gegen meine Mutter handeln zu müssen, der ich zwar gerade heraus gesagt habe, daß ich Dich immer und ewig lieben werde, die aber doch nicht glaubt, daß ich es Dir selbst noch fast täglich wiederhole. Bedarf es dessen unter uns? Ueberlege und entscheide!"

Es freute ihn, daß sie so gleichsam den Ereignissen entgegenkam. Er durfte annehmen, daß Lilli ihr darüber Nachricht geben werde, auch wenn er sie nicht dazu veranlaßte, aber auch selbst mußte er ihr noch einmal sein Einverständniß kundgeben,

um sie ganz zu beruhigen. Es blieb ihm noch ein allerdings weiter Umweg übrig, auf dem ein Brief zu ihr gelangen konnte, und er wählte ihn jetzt unbedenklich, da ihm die Zeit gekommen schien, sich vor Frau Barbaras Ankunft in Florenz einen wichtigen Bundesgenossen zu sichern. Philipp mußte endlich erfahren, mit welchen Hoffnungen er sich trug. Daß der ehrliche Mensch in jedem Falle sein Billet an Käthchen besorgen werde, war ihm außer Zweifel.

Aber auch seinem Vater gegenüber durfte er jetzt weiter keinen Rückhalt haben. Es war ihm Herzensbedürfniß geworden, sich demselben völlig zu erschließen, und er benutzte dazu die erste günstige Stunde, in der Kunibert sie allein ließ.

Der Graf faßte ihn beim Kopf und küßte ihn herzlich. „Nun weiß ich, daß Du einen Vater hast,“ sagte er frohgelaunt. „Meinen Segen habt Ihr natürlich, Kinder, und ich hoffe, daß der liebe Gott ihn honoriren wird, aber dabei soll es doch nicht bewenden. Man macht Dir Schwierigkeiten, die sich freilich mit Professorenweisheit schwer werden überwinden lassen. Aber wir haben ja zum Glück noch andere Mittel an der Hand. Berathen wir, mein Junge, was zu thun ist.“

Bei Frau Barbara Amberger wird der Frei-

Herr von Höneburg, den ich im übrigen möglichst wenig zu incommodiren gedenke, gut aufgenommen werden, meine ich," bemerkte Xaver, „und daß er ein armer Freiherr ist, hat da nicht gerade viel zu bedeuten. Aber Moritz kommt meinetwegen in die allerschwierigste Lage." Er schilderte die Verhältnisse und schloß: „Mein ganzer freiherrlicher Besitz ist, wenn Du wirklich Dein Geschenk nicht widerrufst, die Höneburg. Sie ist leider nicht einmal mehr fest genug, ihn darin gegen den Ansturm seiner Gläubiger zu vertheidigen, wenn die Feinbergs ihn zu ruiniren beschließen."

Der Graf rieb sich die Stirne. „Deutete ich Dir nicht schon an," sagte er nach einigem Nachdenken, „daß die Höneburg unter Umständen ein sehr werthvolles Objekt werden kann? Man braucht nahe der Stadt ein großes Terrain zum Bahnhof, zu Güterschuppen und Werkstätten. Du gibst es her und kannst Deinen Preis stellen. Was an Grund und Boden übrig bleibt, wird in wenigen Jahren vollständig bebaut sein; die unmittelbare Nähe des Bahnhofes und des Flusses muß den Werth der Baustellen steigern. Vorbedingung ist freilich ein bequemer Zugang von der Stadt her. Da bekommt nun Herr Moritz Amberger Beschäftigung. Er muß im geheimen die sämmtlichen

Häuser auf der rechten Seite der engen Straße aufkaufen, die nach dem grünen Thore führt — die Preise werden sich, wenn er geschickt verfährt, ziemlich gering stellen. Das alte Gemäuer wird in den Graben gestürzt und gibt einen festen Uebergang an Stelle der Brücke, die ja jetzt nicht mehr gegen die Freiherren von Höneburg zu vertheidigen nöthig ist. Dann habt Ihr das Geschäft in der Hand. Amberger verbreitert die Straße und behält noch Raum, eine brillante Kaufhalle herzustellen, deren Läden hier eine sehr hohe Miethe tragen müssen; die Häuser stehen ja sämmtlich mit den Giebeln nach der Straße und haben erhebliche Tiefe. Braucht Ihr Kapital, so steht mein Bankier und schlimmstenfalls mein Kredit zu Diensten. Aber das ist noch nicht genug. Es hindert uns, wenn ich's recht überlege, auch nichts, das ganze Eisenbahnunternehmen selbst in die Hand zu nehmen. Natürlich ohne die Feinbergs! Es gibt Geldleute genug, die sich mit Vergnügen betheiligen werden, wenn sie die Wege so geebnet sehen. Es ist wahrlich Zeit, daß die ehrlichen Leute sich mit Gründungen abgeben, die etwas für den allgemeinen Nutzen versprechen. Die Eisenbahn ist anerkanntes Bedürfniß — bauen wir sie!“

Xaver folgte dieser Auseinandersetzung mit gespannter Aufmerksamkeit und zugleich mit Verwunderung. „Ich bin überrascht,“ sagte er, „in dem Grafen von Gleichenau ein Finanzgenie zu entdecken. Wie in aller Welt kommst Du zu diesen Plänen, die in der That so aussehen, als ob sie realisirt werden könnten?“

Der Graf lächelte. „Ich will ehrlich sein,“ antwortete er, „und gestehen, daß sie nicht in meinem Kopfe aufgewachsen sind. Ich möchte ihnen gerade deshalb um so mehr Vertrauen schenken. Die projektirte Eisenbahn, die nicht nur merkantil, sondern auch strategisch von großer Wichtigkeit sein soll, hat einen warmen Vertreter in einem Ministerialrath, der mir ein sehr lieber Freund ist. Er ist aus der Gegend zu Hause, durch welche die Bahn geführt werden soll, hat noch jetzt dort Verwandte angesessen, kennt die Verhältnisse ganz genau und interessirt sich daher nicht nur für das Unternehmen, sondern ist auch im Stande, die Mittel und Wege anzugeben, wie es zu fördern ist. Er ist in allen Finanzsachen sehr erfahren und dabei, was in heutiger Zeit nicht unerwähnt zu bleiben verdient, grundehrlich. Ich weiß, daß seiten des Kommittees von Börsenleuten, das sich nur kürzlich noch mit dem Pro-

jekte ernstlich beschäftigte, Bestechungsversuche gemacht sind, die einen weniger gewissenhaften Menschen wohl hätten in seiner Pflicht beirren können; er hat lediglich sachlich die Vorlagen geprüft und die Befürwortung bei seinem Chef verweigert, da er leicht durchschaute, daß es sich um eine Gründung handeln sollte, bei der sich die Gründer vornehmlich selbst im Auge hatten. Er suchte mich, während er mir jede Verbindung mit jenen Herren entschieden abrieth, zu bewegen, die Sache mit anderen Geldleuten, die er mir zuführen wollte, selbst in die Hand zu nehmen, und entwickelte mir in ziemlich detaillirten Linien seinen gewiß vortrefflichen Plan. In meiner damaligen Stimmung hatte ich natürlich für dergleichen keine Gedanken und lehnte jede Betheiligung ab. Heute bin ich ein ganz anderer Mensch. Wenn Du also willst, lade ich den Ministerialrath morgen zu Tische, stelle Dich ihm vor und bitte ihn, Dich in alle Einzelheiten des Planes einzuweihen. Du wirst ihn sehr erfreut finden über die Aussicht, ihn seiner Verwirklichung näher treten zu sehen, und was von einem pflichttreuen Staatsbeamten zur Forträumung aller Hindernisse geschehen kann, geschieht gewiß. Deine Bücher wirst Du freilich für einige Zeit zuklappen und Dein Kolleg schließen müssen."

Xaver war durchaus einverstanden. Er sprach nur sein Bedenken aus, ob sich das große Kapital zu einem wirklich reellen Unternehmen so leicht engagiren lassen werde. Auch darüber wußte ihn der Graf zu beruhigen. „Selbst Dein Bekannter," sagte er, „der Kommerzienrath Wiesel, ist, wie ich aus derselben Quelle weiß, in letzter Zeit sehr vorsichtig geworden. Er hat sich von den Feinbergs nicht das Netz über den Kopf werfen lassen, ist aber übrigens sehr geneigt, sich für Spekulationen zu interessiren, die „oben" gebilligt werden. Zudem steht unter derselben Voraussetzung englisches Kapital zur Verfügung. Da ist, wenn ich die Firma recht im Gedächtniß behalten habe, ein Haus Fairfax & King in London —"

„Fairfax?" unterbrach der Professor. „So heißt des Kommerzienraths künftiger Schwiegersohn. Er ist mir befreundet."

„Um so besser!" rief der Graf. „Da ließen sich also schon Fäden anknüpfen, für deren Haltbarkeit man nicht besorgt zu sein brauchte. Also Feinde ringsum, aber auch Freunde in der Nähe! Ich selbst bin bereit meinen guten Namen einzuwerfen; er hat in solchem Falle den Werth einer großen Aktienzeichnung. Morgen also tagt das Triumvirat!"

So geschah es. Der Geheimerath zeigte sich ganz so kenntnißreich und wohlwollend, wie ihn der Graf geschildert hatte. Das nächste, was zu thun sei, führte er aus, bleibe immer der Ankauf aller der Grundstücke in der Stadt, die fortgeräumt werden müßten, um der Regierung einen gefahrlosen Verkehrsweg zu garantiren. Dazu gehöre denn auch das Thor, die Brücke, ein Theil des Grabens und der Anger jenseits desselben bis zu dem zur Höneburg gehörigen Lande, worüber wahrscheinlich allein der Magistrat zu disponiren haben werde. Auch die Ziegelei vor dem Thore werde angekauft werden müssen, damit man hinterher freie Disposition über das ganze Terrain habe. Es verstehe sich von selbst, daß alle diese Erwerbungen nur dann zu angemessenen Preisen zu machen seien, wenn der Zweck möglichst lange Geheimniß bleibe. Er wolle inzwischen hier alles so weit vorbereiten, daß die Konzession ohne Verzug nachgesucht werden könne, sobald man dort fertig sei. Er rieth, Xaver solle auch jetzt noch nicht als Freiherr von Höneburg auftreten, sondern in dieser Eigenschaft eine Vollmacht auf den Professor Schönrade ausstellen, auf Grund deren er dann bei der Identität der Personen für sich selbst erwerben könne, ohne sich zu früh zu expo-

niren. Es könne nicht sonderlich auffallen, wenn er die Ziegelei für den Freiherrn erwerbe, an dessen alten Besitz sie grenze; man könne ohne Schaden etwas von einer Fabrik verlauten lassen, zu welcher derselbe die Ruine auszubauen gedenke. Damit motivire sich denn auch vorläufig das Projekt der Beseitigung der Brücke und des Thores. In der Stadt selbst müsse Moritz Amberger alles Nöthige besorgen und so dem Freunde in die Hand arbeiten.

Man konferirte lange und wiederholt, bis Schönrade endlich völlig informirt zu sein glaubte. Er versah sich mit allen erforderlichen Papieren und reiste ab.

XX.

In dem großen Ambergerschen Hause blieben die Fenstervorhänge der oberen Etage geschlossen, seit Frau Barbara diese Räume verlassen hatte. Moritz schränkte sich auf die Zimmer neben dem Geschäftslokale ein, die wir schon kennen. Er war in denselben jetzt sehr viel häufiger anzutreffen, als bei seiner früheren Lebensweise, die durch den unruhigen Verkehr mit dem Feinbergschen Hause bedingt war. Wer ihn in seinem Bureau hinter der Wechslerstube in die großen Bücher vertieft oder an der Börse auf- und abgehen sah, hätte sich einbilden können, er müsse plötzlich zehn Jahre älter geworden sein, so viel ernster und gesetzter war er geworden. Er selbst wußte am besten, was mit ihm vorgegangen war und warum er sich keinem Menschen vertrauen konnte.

Was der Professor ihm gesagt hatte, wollte

ihm nicht aus dem Sinn. Es war doch die Wahrheit, der er einmal ins Gesicht hatte sehen müssen, und nun fand sich kein Schleier dicht genug, sie wieder ganz zu verdecken. Seit Sidoniens Abreise fühlte er sich entschieden freier, zu selbständigen Entschlüssen aufgelegter. Wie er Schönrade kennen gelernt hatte, war von ihm nichts zu befürchten, und sollte Sidonie durch ihn eine Demüthigung erfahren, wie sie sich empfindlicher kaum denken ließ, so war sie ihr wohl zu gönnen und kam ihm selbst vielleicht zu Statten. Es gab aber Stunden, in denen er an ihre Rückkehr zu ihm überhaupt nicht mehr glaubte, und dabei war ihm gerade am wohlsten zu Muthe. Er gestand sich dann mit Freuden, daß er von Hause aus ganz andere Neigungen habe, als in die er durch das Verhältniß zu Sidonie hineingezwungen worden, daß es ihm an dem leichten Blute fehle, sich's in der Welt wohl sein zu lassen, wenn nur immer ein Vergnügen das andere ablöse, und daß er auch viel zu wenig geistige Beweglichkeit besitze, um dem zerflatternden Leben einen witzigen Gehalt zu geben und so über sein eigenes Behagen daran sich und andere zu täuschen. Er konnte seufzen wie ein krankes Mädchen, daß sein Herz so ganz leer sei und allezeit so leer bleiben solle.

Er nahm sich wieder seines arg vernachlässigten Geschäftes an, führte einen Theil der Korrespondenz selbst, revidirte seine Bücher und überzeugte sich, daß seine Abhängigkeit von Feinberg noch viel größer sei, als er's Schönrade angedeutet hatte. Dabei konnte ihm nicht entgehen, daß sein erster Buchhalter und Prokurist mehr im Interesse seines künftigen Schwiegervaters, als in dem seines Prinzipals gehandelt hatte, vielleicht durch Vortheile bewogen, die ihm von jener Seite hinter seinem Rücken zugewendet waren. An eine augenblickliche Entfernung ließ sich nicht denken, aber er beobachtete ihn nun doch genauer und machte in wichtigeren Fällen seinen Willen geltend. Feinberg merkte sofort die Aenderung und richtete danach sein Benehmen ein; nicht gerade in der zartesten Weise gab er ihm zu verstehen, daß er ihn nicht weiter brauche und daß es ihn wenig Ueberwindung kosten werde, den Geschäftsfreund seinem Schicksal zu überlassen.

Sidoniens Absagebrief machte diesem schwankenden Zustande ein Ende. Er vermehrte seine Sorgen, aber der Würfel war nun doch einmal gefallen, und es ergaben sich daraus ganz bestimmte Zahlen, mit denen gerechnet werden mußte. Freilich sagte Sidonie nicht gerade heraus, daß sie ihm

sein Wort zurückgebe; sie brauchte diplomatische Wendungen, um sich für alle Fälle eine Hinterthür offen zu lassen, sprach von Zweifeln, die in ihr aufgestiegen seien, ob sie beide bei ihren so verschiedenen Charakteren in der Ehe das gesuchte Glück würden finden können, verlangte eine längere Bedenkzeit und reservirte sich inzwischen die Freiheit, „nach innerstem Bedürfnisse“ handeln zu dürfen. Das hieß, er solle sich, wenn er es so wünsche, auch ferner für gebunden halten, ihr aber keinen Vorwurf daraus machen, wenn sie über sich anders verfüge. Diese Zumuthung trieb ihm das Blut ins Gesicht; er antwortete umgehend ganz kurz, daß er das Verhältniß als gelöst betrachte.

Nun mußte er freilich erwarten, daß Ignaz Feinberg ihm die Geschäftsverbindung kündigte, aber dessen Benehmen gegen ihn änderte sich an den folgenden Tagen nicht. Moritz blieb im Zweifel, ob der schlaue Börsenmann für gut fand, zur Zeit noch das Familienzerwürfniß zu ignoriren, oder ob er von Frau und Tochter diesmal ohne Information gelassen war. Seine Situation blieb jedenfalls eine höchst peinliche, da er guten Grund hatte, im letzteren Falle seinerseits nicht eine Aufklärung zu provoziren. Seine Stimmung wäre noch viel übler gewesen, wenn seine Gedanken

nicht gerade jetzt eine Beschäftigung erhalten hätten, die sie von der Börse weit abführten.

Als er nämlich eben seinen Brief an Sidonie geschlossen und couvertirt hatte, wurden ihm zwei Damen oder Frauen vom Lande gemeldet. Er glaubte nicht anders, als daß sie bei ihm, wie sich das häufig ereignete, eine Spareinlage einzahlen wollten, und ließ sie deshalb an seinen Buchhalter verweisen. Aber sie schickten die Antwort hinein, daß sie den Herrn selbst sprechen müßten. Er bat also, nicht gerade im freundlichsten Tone, einzutreten.

Die Eintretenden, eine ältere Frau und ein junges Mädchen, waren ihm ganz unbekannt. Nach städtischer Weise gut, aber sehr einfach gekleidet, konnten sie den Diener leicht in Verlegenheit bringen, ob er sie Damen oder Frauen zu tituliren habe. Die ältere stellte sich als Wittwe Vogelstein vor. Sie habe mit ihrer Tochter Geschäfte in der Stadt gehabt und dabei die Gelegenheit benutzen wollen, einen Brief abzugeben, der ihnen aus Italien zugegangen sei. Sie legte auf das Wort Italien einen gewissen Nachdruck, als ob sich daraus schon die Wichtigkeit des Briefes und die persönliche Abgabe desselben von selbst motivirte. Moritz erkannte sofort seines Bruders Philipp

Handschrift in der Adresse. „Stehen Sie mit meinem Bruder in Verbindung?“ fragte er überrascht, indem er zugleich das sehr hübsche junge Mädchen mit einem vielsagenden Blicke musterte. Sollte Philipp hier in der Nähe ganz im geheimen etwas angebändelt haben? dachte er bei sich; sein Geschmack wäre wenigstens zu loben.

„Wir kennen Herrn Amberger gar nicht,“ antwortete die Frau, „aber er wohnt in Florenz bei Verwandten von uns, die sich kürzlich unserer erinnert haben, und hat deshalb den Brief eingelegt und bitten lassen, daß wir ihn selbst abgeben möchten. Mein verstorbener Mann hatte einen älteren Bruder, der als junger Mensch in die Fremde gegangen ist. Er hat in Italien geheirathet und besitzt jetzt, wie er an den Vater schreibt, ein Hotel in Florenz, scheint auch zur Wohlhabenheit gelangt zu sein. Es hat sich nun so getroffen, daß Herr Philipp Amberger bei ihm einkehrte, und daß sie auf dessen Heimat zu sprechen kamen, und daß sich dabei ermittelte, wie mein Schwager ganz in der Nähe dieser Stadt geboren sei. So haben sie sich denn als Landsleute erkannt, und mein Schwager hat Ihren Herrn Bruder in seine Familie gezogen, und was da weiter geschehen ist, sagt Ihnen vielleicht dieser Brief.“

„Den eigentlich der Großvater überbringen sollte," setzte Lena hinzu. „Aber der alte Mann geht nicht mehr nach der Stadt, und er hatte auch Bedenken, weil —"

„Weil er nicht wußte, wie die Familie es aufnehmen würde," ergänzte wieder Frau Vogelstein. „Mein Schwager hat nämlich Andeutungen gemacht, die kaum mißzuverstehen sind. Er hat eine Tochter —"

„Ah! Und diese Tochter —?" fiel Moritz ein, dem plötzlich ein Licht darüber aufging, weshalb Philipp sich gar nicht von Florenz trennen konnte.

„Diese Tochter ist nach ihrer Photographie ein bildschönes Mädchen," bemerkte Lena, „und der Vater ein wohlhabender Hotelbesitzer. Da wär's ja doch nichts Unerhörtes —"

„Still, still, Lena!" unterbrach die Mutter. „Ueber so etwas sind die Meinungen immer verschieden. Freilich hat es einmal in dieser Stadt reiche Handelsherren gegeben, die den Namen Vogelstein in Ehren führten und, wie der Großvater erzählt, mit den Herren Amberger zusammen im Rathe saßen. Aber die Zeiten haben sich geändert, sehr geändert, und wir verdienen jetzt unser Brot mit der Gärtnerei, und man weiß hier nicht einmal, daß wir überhaupt auf der Welt sind."

„Dabei bleiben wir doch immer, was wir sind, Mutter,“ beruhigte das Mädchen, sich stolz aufrichtend.

Das gefiel dem jungen Kaufmann, dessen eigenes Selbstvertrauen in letzter Zeit nicht wenig gewachsen war. „Erlauben Sie, daß ich diesen Brief in Ihrer Gegenwart lese?“ fragte er, sie freundlich ansehend.

„Das wäre uns das liebste,“ antwortete die Wittwe, „dann wüßten wir sogleich, woran wir wären und was wir nach Florenz zu schreiben hätten.“

Moritz, nun doch wirklich neugierig, riß das Couvert auf. Der Brief darin war kaum eine Seite lang, aber er war nicht so bald gelesen. Wenigstens wollte der Inhalt überdacht sein, bevor eine Aeußerung darüber angemessen schien. Das Gesicht des Lesenden lächelte beim ersten Aufblicke und konnte ein: Dacht' ich's doch! ausdrücken; dann wurde es sehr ernst, und zuletzt lächelte es wieder, aber nicht verschmitzt wie früher, sondern eher etwas verlegen. „Mein Bruder zeigt mir an,“ sagte er endlich, „daß er sich förmlich verlobt habe — verlobt mit Signora Lucia Uccello zu Florenz.“

„Uccello und Vogel ist derselbe Name,“ bemerkte

das Mädchen, ihn scharf beobachtend. „Vogel oder Vogelstein — es kommt darauf in Italien nicht an.“

Moritz nickte. „Signora Lucia ist Ihre Cousine, mein Fräulein, ich verstehe das wohl; und ich würde sagen, daß ich sehr erfreut wäre, in Ihnen eine so nahe Verwandte der Braut meines Bruders zu begrüßen, wenn ich wüßte —“

Lena sah ihn mit ihren großen Augen so erwartungsvoll an, daß er die seinen unwillkürlich senken mußte. „Wenn ich wüßte,“ fuhr er leiser fort, „welchen Eindruck diese Nachricht auf unsere Mutter üben wird, die sich gerade auf Reisen befindet. Sie können sich vorstellen,“ wandte er sich an Frau Vogelstein, „daß diese Verlobung sie aufs äußerste überraschen muß und daß sie sich schwerlich in der Lage finden wird, ihre Zustimmung früher zu geben, als sie alle näheren Umstände geprüft hat.“

„Sehr natürlich,“ bestätigte die Wittwe. „Es wäre vielleicht gut gewesen, wenn er seine Frau Mutter erst gefragt hätte, damit hinterher kein Streit und Leid in die Familien käme.“

„Dann wäre er gar kein Mann gewesen!“ entschied Lena. „So einen Bräutigam könnte

sich Lucia wünschen, der erst bei seiner Mutter anfragte, ob er ihr gut sein dürfe!"

Frau Vogelstein, die sich bei der ganzen Verhandlung der größten Ruhe befleißigte, warf ihrem vorlauten Töchterchen einen verweisenden Blick zu. „Verzeihen Sie," sagte sie, „die Mädchen vom Lande verstehen das nicht besser, und meine Lena ist mit ihrem Urtheil immer gleich schnell heraus. Aber ich weiß wohl, wie es in vornehmen Häusern zugeht, ich habe selbst in einem solchen vor meiner Verheirathung eine Stelle gehabt, und es wundert mich gar nicht, daß Sie zuerst an Ihre Frau Mutter denken, da ja Ihr Herr Vater nicht mehr lebt. Wir selbst kennen, wie gesagt, unsere Verwandten in Italien nicht und richten uns nur nach dem Briefe; aber wenn der Schwager seinem Vater und Bruder nicht ganz unähnlich ist, so muß er wohl ein braver Mann sein, dem man Vertrauen schenken kann."

„Und wenn Frau Amberger ihren Sohn kennt," fügte das Mädchen hinzu, „so muß sie ja wohl auch vertrauen, daß er keine schlechte Wahl treffen wird."

„Sie haben ganz recht, mein Fräulein," sagte Moritz, „es sollte gewiß so sein. Was mich selbst betrifft, so habe ich natürlich meinem Bruder keine

Vorschriften zu machen. Er schreibt mir auch ganz resolut, daß jeder Einspruch vergeblich sein würde, und ich kenne seine Festigkeit, wenn er sich einmal zu etwas entschlossen hat, wozu er immer Zeit braucht. Glaubt er da sein Glück zu finden, so soll es mich freuen, wenn er sich nicht täuscht. Daß ich ihm als Kaufmann eine reiche Partie gewünscht hätte, mögen Sie mir nicht verdenken."

„Ich meine, Herr Philipp Amberger ist reich genug," bemerkte Lena wie verwundert, „um es auf Geld nicht absehen zu dürfen."

Moritz hob kaum merklich die Achseln und zuckte mit den Lippen. „Nehmen wir das an," sagte er nach einer Weile. „Ein Kaufmann freilich — und Philipp ist Kaufmann, wennschon mehr dem Namen nach — ein Kaufmann hat seinen Besitz selten so fest, daß er ihn nicht über Nacht verlieren könnte." Er schien zu überlegen, ob er mehr sagen solle und dürfe. Dann reichte er Frau Vogelstein die Hand und nickte dem jungen Mädchen, das mit hochgerötheten Backen dasaß, freundlich zu. „Es hätte in diesem Falle vielleicht nicht einmal viel zu bedeuten, wenn so etwas passirte," fuhr er fort; „Philipp ist ein Philosoph, und ich glaube, er könnte auch wie Diogenes in

einer Tonne ganz zufrieden leben, wenn es sein müßte. Ob aber die schöne Lucia eben so geneigt wäre, auf des Lebens Freuden zu verzichten, das müssen wir wohl allerseits dahingestellt sein lassen."

Er erkundigte sich nach der Wohnung des Gärtners Vogelstein und war nicht wenig verwundert, die Ruine der Höneburg nennen zu hören. „In dem alten Raubneste hausen die Damen?" rief er ganz jovial. „Dagegen ist ja des Diogenes Tonne eine gemüthliche Villa zu nennen! Ich bildete mir wahrhaftig ein, in dem wüsten Steinhaufen sei es selbst den Eulen zu schauerlich, und nun birgt er gar einen Schatz —"

Frau Vogelstein seufzte schwer; Lena blickte ihn aber so ernst und fest an, daß er nicht mit der leichten Galanterie zu schließen wagte, die ihm auf den Lippen schwebte. „Ich bedaure Sie wahrhaftig," äußerte er mit mitleidigem Kopfschütteln, gleichsam den Seufzer beantwortend.

„Wir sind aber gar nicht zu bedauern," entgegnete das Mädchen. „So ein Haus in der Stadt, wie dieses etwa, nenne ich einen Steinhaufen. Es mag sich auch darin athmen und leben lassen, aber so frei und wonnig gewiß nicht wie in unserem traulichen Versteck, in das wir freilich niemand einlassen."

„Niemand?“ fragte Moritz, und es ging ihm dabei durch den Sinn, daß es sich wohl schicken möchte, wenn er sich in dem verwunschenen Schlosse einmal blicken ließe.

„Niemand!“ antwortete das Mädchen, die Augenbrauen wichtig aufziehend und dabei um den Mund schalkhaft lachend. „Ein furchtbar böser Hund hält am Thore Wache, und wer den nicht zu besprechen versteht, kommt nicht hinein.“

„Lena!“ berief Frau Vogelstein.

„Ist's denn noch keinem gelungen?“ erkundigte sich Moritz eifrig, dem die Unterhaltung mit dem Burgfräulein immer mehr Vergnügen zu gewähren anfing.

„Hm, kürzlich einem Professor,“ antwortete sie nach kurzem Bedenken; „der war aber auch ein sehr gelehrter Mann!“

„Wohl gar Professor Schönrade?“ fragte er lachend.

Sie nickte.

„Vor dem haben also selbst die bösen Hunde Respekt?“ rief er. „O, ich kenne ihn und muß ihn einmal bitten, mich seine Zauberformel zu lehren.“

„Die läßt sich gar nicht lehren.“

„Der Professor wird doch nicht gar Sie selbst bezaubert haben?“

Lena stand auf. „Mein Herr —!“

„Hüten Sie sich vor ihm; er hat kein Herz mehr.“

Das Mädchen wandte unwillig den Kopf. „Das geht allein ihn an.“

„Leider auch mich,“ seufzte Moritz. „Ah, es bleibt ja nun in der Verwandtschaft; er liebt meine Schwester.“ Er erschrak über seine eigene Voreiligkeit, aber es war ihm zu Muthe gewesen, als ob er's heraussagen müßte, er wußte selbst nicht, weshalb.

„Ihre Schwester?“ fragte Lena, offenbar freudig überrascht.

„Ach, es ist ein Geheimniß,“ antwortete er, sich leicht auf den Mund schlagend, „und ich plaudere das so aus. Nun, bei Ihnen ist es gewiß sicher.“ Es war ihm angenehm, zu bemerken, daß sie nicht die Farbe wechselte.

„So wissen Sie auch wohl, wer er eigentlich ist?“ forschte sie, mit den Augen blinzelnd.

„Wer er ist? Nun, der Professor Xaver Schönrade — wer sonst?“

„Ja, meine Geheimnisse halte ich fester,“ ent-

gegnete sie. „Komm, Mama, unser Auftrag ist ausgerichtet — stören wir nicht länger.“

Frau Vogelstein verabschiedete sich förmlicher, während Lena schon nach der Thüre eilte. „Wir sehen uns bald wieder,“ versicherte Moritz noch über die Schwelle hin.

Es war ihm, als ob er geträumt hätte. Wäre nicht Philipps Brief da gewesen, er hätte es wirklich geglaubt. Nun er allein war, überlas er ihn noch einmal und gab sich nicht weiter Mühe, dabei seine Empfindungen zu beherrschen. Der erste Eindruck war gewesen: Philipp hat einen dummen Streich gemacht; und diese Meinung gewann auch jetzt wieder die Herrschaft. Er kannte seinen Bruder als einen ganz unpraktischen Menschen, er erinnerte sich, daß es stets schwer gelingen wollte, ihn in Damengesellschaft zu bringen, er hatte ihn oft ausgelacht, wenn er sich in solcher recht ungeschickt benahm. Der müsse ein alter Junggeselle werden, war fast zu einem Glaubenssatze bei ihm geworden. Und nun hatte er sich auf der Reise in einem Gasthause aller Wahrscheinlichkeit nach die unpassendste Partie ausgesucht, hatte sich durch ein hübsches Gesicht, das ihm von ungefähr in den Weg lief, blenden, durch die Künste einer Kokette bestechen lassen — es mußte

so sein. Vielleicht dachte er gar nicht mehr an die Heimkehr, glaubte in Florenz die Zinsen seines Vermögens verzehren zu können, ließ sich für einen reichen Mann halten und richtete sich demgemäß ein. Die großen Geldforderungen paßten trefflich dazu! Und das alles reifte dort heran in derselben Zeit, in der sich sein eigenes Verhältniß zu Sidonie lockerte, seine anscheinend so wohl begründeten Hoffnungen auf eine reiche Partie den kläglichsten Schiffbruch litten, sein Geschäft in nächster Zeit einen Stoß auszuhalten hatte, der ganz unberechenbare Folgen haben konnte. Noch keine Stunde war vergangen, nachdem er Sidoniens Absage acceptirt und überboten hatte, und schon mahnte ihn dieser Brief seines Bruders, ernstlich zu überlegen, ob er auch noch an sich selbst denken und seine Freiheit wünschen dürfe.

Und welche sonderbare Fügung, daß der Mann, dessen Tochter Philipp mehrere hundert Meilen weit von hier kennen lernte und liebte, gerade hier einen Vater haben mußte, um den er sich so lange wenig gekümmert zu haben schien, bis er gerade zur unschicklichsten Zeit mit seiner Verwandtschaft vortreten konnte. Er entsann sich nun wohl, gehört zu haben, daß in der Ruine ein Gärtner wohne, der ein sehr einsiedlerisches Leben führe;

ja, es fiel ihm ein, daß er als Schulknabe mit anderen Schulknaben mitunter dem alten Bau einen Besuch abstattete, daß es dort aber wegen der großen Hunde nicht geheuer war und daß sich manchmal auch ein alter Mann sehen ließ, der mit dem Stocke drohte und sich alles Lärmen verbat. Es waren viele Jahre darüber vergangen, und jene schon ganz verblaßten Erinnerungen mußten erst wieder hervorgesucht werden, um an diese neuesten Entdeckungen anzuknüpfen. Der alte Vogelstein mochte ein sehr braver Mann sein — was wollte das für seine Mutter heißen? Philipp hätte gegen sie rücksichtsvoller handeln und den Signor Uccello bestimmen sollen, seine Familie auch ferner zu vergessen. Aber das sah ihm ganz ähnlich, an derlei Unzuträglichkeiten gar nicht zu denken!

So thürmten sich am ganzen Horizonte Wolken auf, und es war nichts fraglich, als wie schnell das Wetter von allen Seiten losbrechen werde.

Sonderbar! Bei allen diesen Sorgen kam ihm das hübsche Mädchen nicht aus den Gedanken, das so selbstbewußt und beinahe ein wenig keck für die Rechte des Herzens eingetreten war, an die er schon selbst zu glauben angefangen hatte. Diese Augen sprachen so lebhaft, daß es eine

Freude sein mußte, sich mit ihnen zu unterhalten; dieser rothe Mund konnte so schelmisch lachen, dieses Näschen sich so zierlich rümpfen. Sidonie erschien gegen diese kerngesunde frische Natur wie eine aufgeputzte und geschminkte Puppe, zumal jetzt, wo er den besten Grund gehabt hatte, sich über ihre Herzlosigkeit zu erzürnen. Das war abgethan; er begriff sich selbst kaum noch, wie er eine Verbindung mit dieser „garstigen Kokette“ hatte für möglich halten können. Daß er es seinem Bruder Philipp schuldig sei, in der Ruine einen Gegenbesuch abzustatten, war ihm schon am nächsten Morgen als eine zwingende Nothwendigkeit erschienen.

Er ließ nachmittags sein Pferd satteln und machte sich auf den Weg. Seit Sidoniens Abreise hatte der Gaul im Stall gestanden; er war ja eigentlich nur ihretwegen ein passionirter Reiter geworden, wie er ihretwegen noch ganz andere Modethorheiten mitgemacht hatte. Auch jetzt würde er lieber hinausgefahren sein, wenn es ihm nicht sehr zweifelhaft gewesen wäre, ob er für den Verdeckwagen überhaupt einen Weg finden könne. Auch wünschte er seine Leute nicht wissen zu lassen, daß er mit der Ruine Verkehr habe. Er ritt deshalb auch nicht auf dem kürzesten Wege durch

das grüne Thor hinaus, sondern über eine entlegnere Brücke und am Stadtgraben entlang, bis er die Ziegelei vor Augen hatte. Sein Brauner war sehr munter und er mußte ihn fest im Zügel halten, um zu hindern, daß er kräftig austrabte. Das war um so nöthiger, als er nicht weit vom Flusse und der Ladestelle auf einen wenig betretenen Fußpfad abbiegen mußte, der über die Haide in der Richtung nach der Ruine führte.

Er kam wohlbehalten bei den Anpflanzungen an, obgleich sein Pferd, dem der Weg ganz unbekannt und anscheinend etwas unheimlich war, oft scheute und sich von Zeit zu Zeit einen Seitensprung erlaubte. Bei der Aufmerksamkeit, die er selbst ungetheilt dem schmalen, sich durch das Haidekraut windenden Pfade zuwenden mußte, genirten ihn dergleichen Extravaganzen wenig. Dort aber hielt er es doch für das gerathenste, abzusteigen und den Gaul am Zügel durch den trockenen Graben zu führen; er spitzte bereits sehr verdächtig die Ohren.

Moritz schritt jenseits an der dichten Hecke entlang, bis er einen Einschnitt entdeckte, der ihn und das Thier durchlassen konnte. So kam er in den Garten und hatte nun die Seite der Ruine vor sich, in welcher sich die Pforte befand. Der

Hund, der ihn bemerkt haben mußte, schlug an und sprang auf die Mauer. Gleich darauf rief aus dem Garten eine bekannte Stimme hinter der Baumschule her: „Wer ist denn da?“

Er wendete sich sogleich dorthin. Lena erschrak, als sie den Mann mit dem Pferde auf sich zukommen sah, lachte aber munter auf, so wie sie ihn erkannte. Sie hatte ein weißes Tuch leicht um den Kopf geschlungen, so daß es das Gesicht wie ein Hut gegen die Sonne schützte, und hielt eine Harke in der Hand, mit der sie eben das Unkraut zwischen dem Blumenkohl vorgezogen hatte. Sie lüftete eiligst das Band, das ihr Röckchen schürzte, nahm die Harke in den Arm und zupfte die Schleife am Tuche zurecht. „Wie Sie einen aber auch erschrecken!“ schmollte sie, während er Mühe hatte, das durch das Hundegekläff und das weiße Tuch des Mädchens scheu gewordene Pferd nach sich zu ziehen.

Er entschuldigte sich, so gut er konnte, aber Lena absolvirte ihn nicht so leicht. „So vornehme Herren aus der Stadt,“ sagte sie, „müssen sich hübsch vierundzwanzig Stunden vorher anmelden, damit man sie nach Würden empfangen kann.“

„Aber sagte ich nicht gestern, daß wir uns wiedersehen würden?“ wendete er ein.

„Und da sollten wir wohl errathen, daß Sie sich schon heute nach dem verrufenen Eulennest hinauswagen würden? Habe ich Ihnen nicht angekündigt, daß da niemand eingelassen werde?“

„Das reizte mich eben, zu versuchen, ob ich nicht eine Ausnahme verdienen könnte. Uebrigens treffe ich's gut, da ich Sie hier draußen überrasche. Sie können sich nun doch schon nicht in der Burg gegen mich verschanzen.“

„Ach, das will ich auch gar nicht,“ erwiderte sie ernster. „Glauben Sie doch nur nicht, daß wir uns verstecken müßten, durchaus nicht.“ Sie trat näher und klopfte dem Braunen, der noch immer unruhig schnaufte, den Hals. „Es ist übrigens recht freundlich,“ fuhr sie fort und blickte ihm voll ins Gesicht, „daß Sie so bald dem Großvater die Hand zu schütteln kommen. Das wird ihm sehr lieb sein, denn er macht sich Sorgen um nichts. Um nichts, sage ich; denn mir scheint das nichts, daß Menschen, die sich lieb haben, nicht zu einander passen sollten, weil einer ein bischen mehr hat oder ist, als der andere. Da scheint mir schon bedenklicher, daß Lucia doch nur halb und halb eine Deutsche ist, vielleicht gar nicht einmal unsere Sprache spricht. Wenn sie die nun auch lernt, so muß sie doch immer erst alles, was

sie sagen will, ins Deutsche übersetzen. Mit den Worten geht das noch; aber mit den Empfindungen —? Ich weiß nicht. Ich habe in der Schule auch Französisch und Englisch gelernt und könnte mich wohl zur Noth ausdrücken; aber wenn ich einmal mit den eingelernten Redensarten sagen müßte, recht was ich auf dem Herzen hätte, das müßte gar zu komisch klingen. Ihr Herr Bruder spricht wohl fertig italienisch?"

„Er müßte es denn in Italien gelernt haben," antwortete Moritz lachend, „als er abreiste, war's damit sehr traurig bestellt."

„Freilich, wenn man so hübsch ist wie Lucia," berichtigte Lena sich selbst, „dann braucht man sich am Ende nur anschauen zu lassen. Sie sollen ihr Bild sehen, Ihnen kann's ja nicht gefährlich werden."

„Warum nicht?" fragte er. „Meinen Sie meines Bruders wegen?"

„Nun, Sie sind ja längst verlobt," antwortete sie wegsehend und mit den zierlichen Fingern die Mähne des Pferdes kämmend.

Moritz biß sich auf die Lippe und klopfte mit der Spitze der Reitgerte seinen Fuß. „Das wissen Sie?"

„Das weiß ja doch die ganze Stadt und über so wichtige Dinge dringt die Kunde auch bis hierher.“

„Hm — und wenn ich nun versichere, ich bin nicht verlobt —?“

„Wie?“

„Wahrhaftig! Ich bin nicht verlobt.“

„Das wollen Sie mir einreden? Fräulein Sidonie Feinberg sollte nur hören —“

„Sie würde es bestätigen. Ich war mit jener Dame verlobt — allerdings! Und die Leute glauben noch jetzt — Mein Himmel! Es hat sich ja auch erst ganz kürzlich entschieden, daß wir eigentlich nie zusammengehörten — glauben Sie mir, nie! Deshalb ist mir auch so, als handle es sich um ein Längstvergangenes, und es erschreckte mich beinahe, als Sie sagten, ich sei verlobt.“

„Ja, das ist mir freilich etwas ganz Neues,“ sprach sie mehr vor sich hin, als zu ihm. Sie schien zu bedenken, ob sie den Gegenstand ganz fallen lassen solle, der ihn vielleicht peinlich berührte; aber dann zuckte die Lippe wieder, als hielte sie nur ungern etwas zurück. „Wissen Sie, daß ich mich darüber freue?“ fragte sie endlich, den Kopf ein wenig zurückwerfend.

„Sie freuen sich darüber?“ wiederholte Moritz

verwundert und doch zugleich so froh, als wäre ihm etwas sehr Angenehmes gesagt.

„Ja — Ihretwegen, Herr Amberger,“ bestätigte das Mädchen nickend. „Denn sehen Sie, da Ihr Bruder und meine Cousine doch nun ein Paar werden sollen, ist mir's am Ende nicht zu verdenken, wenn ich mich für die ganze Familie interessire, und zu der gehören Sie ja auch.“

„Im Gegentheil, im Gegentheil,“ fiel er ein, „es ist sogar Ihre Pflicht, mein Fräulein, sich für alles zu interessiren, was den Namen Amberger führt.“

„Nun gut,“ fuhr sie ganz ernst fort, „es mag so sein. Und da darf ich denn wohl sagen, daß mir Fräulein Sidonie Feinberg gar nicht gefallen hat, so selten ich sie auch gesehen habe. Die Leute sprechen auch nicht viel Gutes von ihr, nennen sie stolz, und ich glaube, sie ist herzlos und falsch wie ihr Vater, der sein großes Vermögen nicht auf die beste Weise erworben haben soll. Sie hat es so im Gesichte, ich kann's nicht anders sagen.“

„Herzlos und falsch — ja, ja!“ murmelte Moritz vor sich hin. „Sie haben Recht, und ich wußte es längst. Nur daß ich's so lange ertragen

habe —" Er hielt ihr die Hand hin. „Ich danke Ihnen."

Lena legte zögernd die ihrige hinein. „Wofür danken Sie mir?"

„Nun, daß Sie sich über die Lösung dieses Verhältnisses freuen."

„Ach so! Ja, ich hätte es wohl nicht sagen sollen; das Fräulein war doch immer — Nun, es ist geschehen, ich will meine Zunge ein andermal besser hüten."

„Nein, das thun Sie nicht!" bat er. „Ich hoffe, wir werden recht gute Freunde werden, und die müssen immer ganz offen gegen einander sein."

Sie zog ihre Hand zurück. „Wollen sehen," sagte sie, die langen Wimpern tief senkend. „Aber ich stehe hier und plaudere mit Ihnen und versäume das nächste. Merken Sie nicht, daß unser Nero auf der Mauer schon ganz wild wird vor Ungeduld? Ich wundere mich nur, daß der Großvater noch nicht revidiren kommt. Warten Sie einen Augenblick, ich will Sie in der Burg melden. Und das Pferd geben Sie mir nur gleich mit, das binden wir innen am Brunnen an. Es soll auch eine Bütte voll Hafer haben. Wird das ein Verwundern sein, wenn ich mit dem Pferde anrücke."

Sie achtete auf sein Weigern nicht, sondern nahm ihm die Zügel aus der Hand und eilte fort über den Brückendamm nach der Pforte, zu der sie den Schlüssel bei sich trug. Nero sprang ihr mit lautem Gebell entgegen.

Wenige Minuten darauf erschien der alte Vogelstein und lüftete sein Käppchen. „Es ist einmal geschehen,“ sagte er lächelnd, „daß einige Herren von der Familie Amberger hier gefangen eingebracht sind, wie in der alten Stadtchronik zu lesen steht. Seitdem, glaube ich, hat die Burg bis diese Stunde die Ehre solchen Besuches nicht gehabt.“

„Und ob nicht wieder ein Gefangener einrückt, steht noch sehr dahin,“ antwortete Moritz, ihm die Hand schüttelnd.

Der Alte sah ihn fragend an. „Wie meinen Sie das?“

„Lassen Sie sich's ein andermal erklären,“ brach Amberger ab. „Ich bin begierig zu sehen, wie Sie sich in diesen alten Mauern eingerichtet haben. Da nicht nur ein menschenscheuer Einsiedler, sondern auch ein lebenslustiges junges Fräulein sich darin behagen, kann's gar nicht so übel sein.“

„Es wird Ihnen besser hier im Garten in unserer Lindenlaube gefallen,“ wendete der Ver=

walter ein. „Aber — wie Sie wollen! Ich führe Sie gerne in mein kleines Haus ein, wenn Sie dort mein Gast sein wollen."

Das alles war mit so viel freundlicher Gemessenheit und Würde gesagt, daß sich das Bild, das Moritz sich von dem alten „Gärtner" gemacht hatte, gänzlich verschob. Er glaubte eher einen Mann der besten Gesellschaft vor sich zu haben, der sich nach einem bewegten Leben in die Stille der Natur zurückgezogen hatte und nicht des Verdienstes, sondern des Vergnügens wegen seinen Garten selbst bestellte. Unter diesem Eindruck nahmen auch die Frauen eine ganz andere Gestalt an, als in seinem Zimmer. Er erkannte die Frau Wachtmeister kaum wieder, als sie ihnen am Brunnen entgegenkam und ins Haus einlud. Lena zog mit kräftigen Armen und anscheinend ohne besondere Mühe den Eimer auf und füllte eine kleine Wanne mit Wasser, die auf einen Holzblock gestellt war. „Der hübsche Braune soll bald nicht mehr durften!" rief sie munter hinüber. „Warum rufst Du nicht die Magd?" sagte die Mama mit leichtem Vorwurf. „Erlaube doch," bat das Mädchen, „es macht mir Spaß."

Moritz fand das Häuschen zwischen den zerklüfteten Mauern allerliebst. In seiner jetzigen

Stimmung begriff er durchaus, wie man darin Sommer und Winter wohnen könne, und sprach das auch aus. Die Frau Wachtmeister, die Erfrischungen herantrug, meinte, daß man sich manchmal doch nach dem lebhaften Gewühl einer großen Stadt sehne. Lena kam und zeigte die Photographie Lucias vor, die sie in eine kleine Mappe mit Bleifederzeichnungen von ihrer eigenen Hand gelegt hatte. Moritz wollte sich's nicht nehmen lassen, auch diese Blätter durchzusehen, während das Gespräch nun auf die Florentiner Verwandten und auf Philipp kam. Vogelstein sprach sich sehr ruhig und verständig darüber aus, daß er sich zwar freue, wenn seine Enkelin eine so gute Partie mache, daß er es aber hier der Familie nicht verübeln könne, wenn sie zunächst damit unzufrieden sei. Moritz hatte alle seine Bedenken gründlich vergessen und plaidirte für das freie Wahlrecht des Herzens auf allerbreitester demokratischer Grundlage, was ihm manchen freundlichen Blick Lenas und endlich auf seine sehr dringende Bitte auch die Erlaubniß einbrachte, eins von den Blättern, welches das Innere der Ruine darstellte, zum Andenken mit sich nehmen zu dürfen. „Solche Skizzen haben mir immer einen ganz besonderen Werth," sagte er; „sie tragen den Charakter der

Unmittelbarkeit, auch wenn sie noch so fehlerhaft sind, und diese Zeichnungen, meine ich, würden auch einem Künstler von Fach Ehre machen." Lena wurde durch diese Schmeichelei gar nicht in Verlegenheit gesetzt. „Da sieht man," sagte sie scherzend, „daß Sie ein recht schlechter Kunstkenner sind."

Vogelstein glaubte im Garten schon recht schöne reife Himbeeren an einer bestimmten Stelle gesehen zu haben und forderte seine Enkelin auf, ein Körbchen voll zu pflücken. „Das soll sogleich geschehen," rief sie aufstehend. „Mir schmecken sie übrigens allemal am besten, frisch vom Strauche in den Mund gepflückt." — „Mir geht's gerade eben so," behauptete Amberger, „die schönsten Früchte auf dem Teller lassen mich meist gleichgültig, aber ein rother Apfel am Baume könnte mich zum Diebstahl reizen." — „Was hindert uns dann aber, in den Garten hinauszugehen und aus der Quelle zu schöpfen?" meinte das Mädchen. Moritz war gleich bereit.

Lena wollte voraneilen, wie sie da war. „Vergiß mir das Tuch nicht," mahnte die Mama, und zum Gaste gewendet: „Man muß ununterbrochen ein Auge auf sie haben, sonst verbrennt sie wie eine Mulattin." — „Ach!" rief das Mädchen, „der

Winter ist ja lang, und da bleicht man wieder ab, die Sonne steht auch schon tief." — „Aber das weiße Tuch kleidet Sie allerliebst," versicherte Moritz. Sie schlang sich's um den Kopf und knixte tief: „Nun, wenn das ist —"

Der junge Herr war im Auffinden von reifen Himbeeren sehr ungeschickt, und dann pflückte er doch oft die weißen statt der rothen, weil seine Augen immer anderswo waren. „Warten Sie nur, Sie Stadtkind," rief sie, „ich will's Ihnen bequemer einrichten." Sie pflückte nun eine Hand voll und ließ sie in seine zu einer Schale vereinigten Hände gleiten. Das wiederholte sich so oft, daß er zuletzt erklären mußte, nicht mehr leistungsfähig zu sein. Man spazierte nun durch den Garten, besah das kräftige Gemüse und ergötzte sich an dem schönen Blumenflor. Moritz mußte endlich an den Aufbruch denken. „So sollen Sie noch einen Strauß Rosen auf den Weg haben," sagte Lena; „Dein kleines Messer, Großpapa!" — „Ach, nur eine Knospe," bat er. — „Welche ist nun aber die schönste?" fragte sie, von Stock zu Stock gehend und prüfend. — „Pflücken Sie nur," ermunterte er, „jede, die Sie mir reichen, ist die schönste." Sie erröthete. „Nicht

doch," verwies sie leise, „Sie müssen immer sprechen, wie Sie's denken. Nun bekommen Sie gar nichts."

Vogelstein führte das Pferd hinaus und über die Brücke bis auf einen Weg, der ziemlich bequem durch den Graben führte. Es war unruhig, als Moritz aufstieg, und wollte sich kaum halten lassen. Er versprach von oben herab, sehr bald wiederzukommen und einen Brief an Philipp mitzubringen, den Vogelstein in ein Antwortschreiben an seinen Sohn einlegen könne. Lena, die den Braunen streichelte, reichte ihm nun doch eine Rosenknospe hinauf, die sie heimlich abgeschnitten und unter ihrem Tuche verborgen gehalten hatte. Er drückte ihr die Hand und steckte die Knospe ins Knopfloch. „Und nun vorwärts!" rief er, indem er den Gaul umstellte und mit einem leichten Hieb der Reitgerte antrieb.

Das war sehr überflüssig. Das scheue Thier sprang mit einigen gewaltsamen Sätzen nach dem Graben hin, stutzte an der Senkung, wich zur Seite aus und nahm dann das Hinderniß mit einem so kräftigen Rucke, daß der Reiter die Bügel verlor, hintenüber stürzte und unsanft zu Boden fiel. Er hörte hinter sich einen ängstlichen Aufschrei und sah das Pferd in eiligen Sprüngen über die Haide fortjagen. Zwar stand er selbst

sofort auf; als er aber gehen wollte, merkte er einen sehr empfindlichen Schmerz im linken Fußgelenke, so daß er nur hinkend einige Schritte thun konnte. „Es ist nichts,“ rief er den Frauen zu, um sie zu beruhigen, „nur wie wir den Gaul wieder einfangen, mag der Himmel wissen.“

Die Schwäche im Fuße nahm so zu, daß er sich auf einen Stein stützen und das Herankommen des alten Vogelstein abwarten mußte. „Der Fuß wird doch nicht gebrochen sein?“ fragte derselbe besorgt.

„Nur tüchtig verstaucht,“ antwortete Moritz. „Aber was nun thun? Ich kann nicht fort.“ Er versuchte wieder aufzutreten, lahmte aber an des Verwalters Arm. Lena stützte an der anderen Seite, noch ganz bleich von dem Schreck. „Kalte Umschläge werden gut thun,“ sagte sie; „bis man ein Fuhrwerk bestellt, werden Sie schon unser Gast bleiben müssen.“

Er nickte zustimmend und drückte ihren Arm, auf den er sich lehnte, in dem seinigen. „War mir's doch gleich so,“ sagte er, „daß ich von hier nicht so bald loskommen würde.“

Druck von Bonde & Dietrich in Altenburg.